

1 | 2017
46. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Museum und Erinnerungsstätte der Reformation: das Melanchthonhaus in Bretten.

Foto: RPS-LAD, Bernd Hausner.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

1/2017 46. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:
Dr. Andrea Bräuning, Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dörthe Jakobs, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Claudia Mohn, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. Elisabeth Stephan

Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Bechtle, Esslingen
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 27000



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 1 Editorial
- 3 Nicht auf Glauben allein gebaut
Kulturdenkmale der Reformation in
Baden-Württemberg
Jörg Widmaier
- 9 Barrierearmes Kulturdenkmal
Ergebnisse einer interdisziplinären
Arbeitsgruppe
Ulrike Roggenbuck-Azad
- 16 Das ehemalige Konzentrationslager
Natzweiler und seine Außenlager
Eine länderübergreifende Bewerbung
um das Europäische Kulturerbe Siegel
Denise Beilharz
- 23 Versteckt hinter Bäumen –
Schloss Königsbach
Die behutsame Instandsetzung von
zwei Wirtschaftsgebäuden
Claudia Baer-Schneider
- 29 Beton und seine wachsende Rolle
in der Denkmalpflege
Frühe Betonbauten in Baden-Württemberg: gestampft bis geschüttet
Geraldine Buchenau
- 36 Langhäuser und Keltengold am
Albtrauf
Rettungsgrabungen im zukünftigen
Gewerbegebiet am „Hegelesberg“
bei Kirchheim unter Teck
Jörg Bofinger / Nicole Ebinger-Rist / Margarete
Eска / Marcel C. Hagner / Przemyslaw Sikora /
Christoph Steffen
- 42 Die ältesten Plastiken der Menschheit in 3-D
Kombination von 3-D-Streifenlichtscan und -Fotogrammetrie zur Dokumentation und Visualisierung von Funden
Markus Steffen/Christoph Steffen
- 47 Wissensvermittlung auf dem
Prüfstand
Ein Beitrag experimenteller Archäologie
zur Textilarchäologie
Johanna Banck-Burgess
- 53 Plötzlich über vier Mal so groß!
Neu entdeckte Festungswerke um
die Hochburg bei Emmendingen
Bertram Jenisch
- 56 Ausgegraben – Ausgewertet –
Ausgestellt
Stadtmuseum Horb präsentiert wertvolle archäologische Funde aus dem
frühmittelalterlichen Gräberfeld von
Horb-Altheim
Denise Beilharz
- 58 Denkmalporträt
Archäologie eines technischen
Denkmals
Die Schleusenanlage der ausgebauten
Festung Heilbronn der Jahre 1734 bis
1739
Ivonne Weiler-Rahnfeld
- 60 Denkmalporträt
Ein würdiger Rahmen für ein
einzigartiges Kulturdenkmal
Die Offenburger Mikwe im neuen
Gewand
Valerie Schoenenberg
- 62 Denkmalporträt
Zeugnis einer vergessenen
liturgischen Praxis
Der evangelische Beichtstuhl in
St. Pankratius zu Keltern-Niebelsbach
Kristina Hagen
- 64 Rezensionen
- 68 Mitteilungen
- 74 Personalia

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich. Des Weiteren
liegen dieser Ausgabe das Jahres-Inhalts-
verzeichnis des Jahrgangs 2016 und die
Stiftungsnachrichten der Förderstiftung
Archäologie in Baden-Württemberg bei.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

der Thesenanschlag Martin Luthers im Jahr 1517 bildete den Auftakt zur Reformation. 500 Jahre danach wird das Reformationsjubiläum 2017 in ganz Deutschland gefeiert. Auch das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege macht das Reformationsjubiläum 2017 zum Schwerpunktthema und widmet ihm mehrere Beiträge.

Der Augustinermönch Bruder Martin, der weltweit für das Reformationsgeschehen steht, stammt zwar nicht aus dem deutschen Südwesten, wohl aber sein Freund Philipp Schwarzerdt (1497–1560). Der Humanist Johannes Reuchlin aus Pforzheim gräzisierte den Namen seines Großneffen 1509 in „Melanchthon“ – nicht nur einer damaligen Humanistenmode entsprechend, sondern wegen der außerordentlichen Sprachbegabung dieses Jungen aus dem heute badischen Bretten. Die Reformation, derer in diesem Jahr in Deutschland mit Ausstellungen, Konzerten und vielfältigen Veranstaltungen zu ihrem 500-jährigen Jubiläum gedacht wird, ist ohne Philipp Melanchthon als den Sprachlehrer, engen Freund und Trauzeugen Martin Luthers so nicht denkbar. Beide ruhen in der Schlosskirche zu Wittenberg.

Melanchthon, dem an einer Kirchenspaltung eigentlich nicht gelegen war, stellte im Jahr 1530 auf dem Augsburger Reichstag die Theologie der Evangelischen vor. Eine Einigung mit den Altgläubigen gelang ihm nicht, aber sein Augsburger Bekenntnis, die „Confessio Augustana“, ging in die Geschichte ein. An diesen Universalgelehrten wird vielerorts erinnert, zum Beispiel mit einem Denkmal aus dem Jahr 1826 auf dem Nürnberger Egidienplatz. Entworfen wurde es von dem gebürtigen Stuttgarter Carl Alexander Heideloff, heute vor allem noch bekannt als Architekt von Schloss Lichtenstein auf der Schwäbischen Alb.

Auch in jüngerer Zeit wurde Philipp Melanchthon und seinem kulturellen Erbe gedacht: So wurde das Melanchthon-Haus in Bretten 2013 mit dem Europäischen Kulturerbe-Siegel ausgezeichnet. Die gleiche Auszeichnung erhielt das Kulturdenkmal der Stadtpfarrkirche St. Michael in Schwäbisch Hall mit seiner berühmten Freitreppe. Der Rat dieser ehemals Freien Reichsstadt berief als Pfarrer nach St. Michael einen jungen Theologen namens Johannes Brenz. Gebürtig in Weil der Stadt war er an der Universität Heidelberg in Berührung mit Martin Luther und seiner neuen Lehre gekommen. Johannes Brenz trat für kulturelle Toleranz ein, sichtbar auch an den erhalten gebliebenen Kunstsäulen des Spätmittelalters im Innern der Kirche – trotz Reformation. Philipp Melanchthon und Jo-



hannes Brenz stehen nicht nur für die Reformation im engeren kirchlichen Sinne, sondern auch für eine Reform des Schul- und Universitätswesens weit über Kursachsen und Württemberg hinaus. Es wäre zu kurz gegriffen, wenn wir die gesamte Wirkungsgeschichte der Reformation im deutschen Südwesten an wenigen, zweifelsohne herausragenden historischen Persönlichkeiten festmachten. Im Jahr 2017 erwartet Sie deshalb ein Projekt der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg unter der Überschrift „95 Thesen – 95 ausgewählte Kulturdenkmale der Reformation“. Den Auftakt dazu bildet in dieser ersten Ausgabe des Nachrichtenblatts ein Beitrag zu diesem Thema mit vielen Beispielen.

Um die bis heute sichtbaren kulturellen Zeugnisse der Reformation hier in Baden-Württemberg erleben zu können, sind Sie herzlich eingeladen, Orte und Denkmale zu besuchen. Mit dem Rathaus-turm in Crailsheim wurde der Reformation zu ihrem 200-jährigen Jubiläum ein Denkmal errichtet. Ein weiteres kulturelles Zeugnis der Reformation ist auch die Providenzkirche in Heidelberg als erster protestantischer und zunächst turmloser Kirchenneubau dieser Stadt. Auch die ehemalige Reichsstadt Ravensburg mit ihrer evangelischen Stadtkirche und ihrem einzigartigen Reformationsfenster-Zyklus ist immer eine Reise wert.

Diese und zahlreiche weitere Beispiele finden Sie im Internetauftritt der Landesdenkmalpflege (www.denkmalpflege-bw.de). Vor dem eigentlichen 500-jährigen Reformationsjubiläum, dem 31. Oktober 2017, und dem damit verbundenen einmaligen Feiertag in Baden-Württemberg, wird die Landesdenkmalpflege einen Band herausgeben, der sich diesem Thema widmet.

Auf eine kürzlich erschienene Veröffentlichung der Landesdenkmalpflege möchte ich Sie ebenfalls

aufmerksam machen. Sie greift ein gesellschaftlich wichtiges Thema auf: die Zugänglichkeit von Kulturdenkmalen für Menschen mit Behinderungen. Die Konvention der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen ist in Deutschland als Bundesgesetz verbindlich. Wir haben in Baden-Württemberg deshalb für den Bereich der Kulturdenkmale eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die Ende des vergangenen Jahres eine umfassende Informationsschrift zum Thema „Barrierefreies Kulturdenkmal“ erarbeitet hat. Sie bekommen die Veröffentlichung direkt beim Landesamt für Denkmalpflege. Ein Fachaufsatz in der aktuellen Ausgabe des Nachrichtenblatts wird sich ebenfalls dem wichtigen Thema Barrierefreiheit und einer hierzu veranstalteten Fachtagung widmen.

Im Jubiläumsjahr 2017 wollen wir im Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege den vielfältigen Spuren der Reformation und ihrer kulturellen Zeugnisse hier im Land nachgehen. Der erste Ort außerhalb von Wittenberg, an dem Martin Luther seine Thesen vom 31. Oktober 1517 verteidigte, war am 26. April 1518 die kurpfälzische Stadt Heidelberg. Ein wichtiges Ereignis für die spätere Reformation in Baden und Württemberg, die Kurpfalz selbst schlug einen Sonderweg ein.

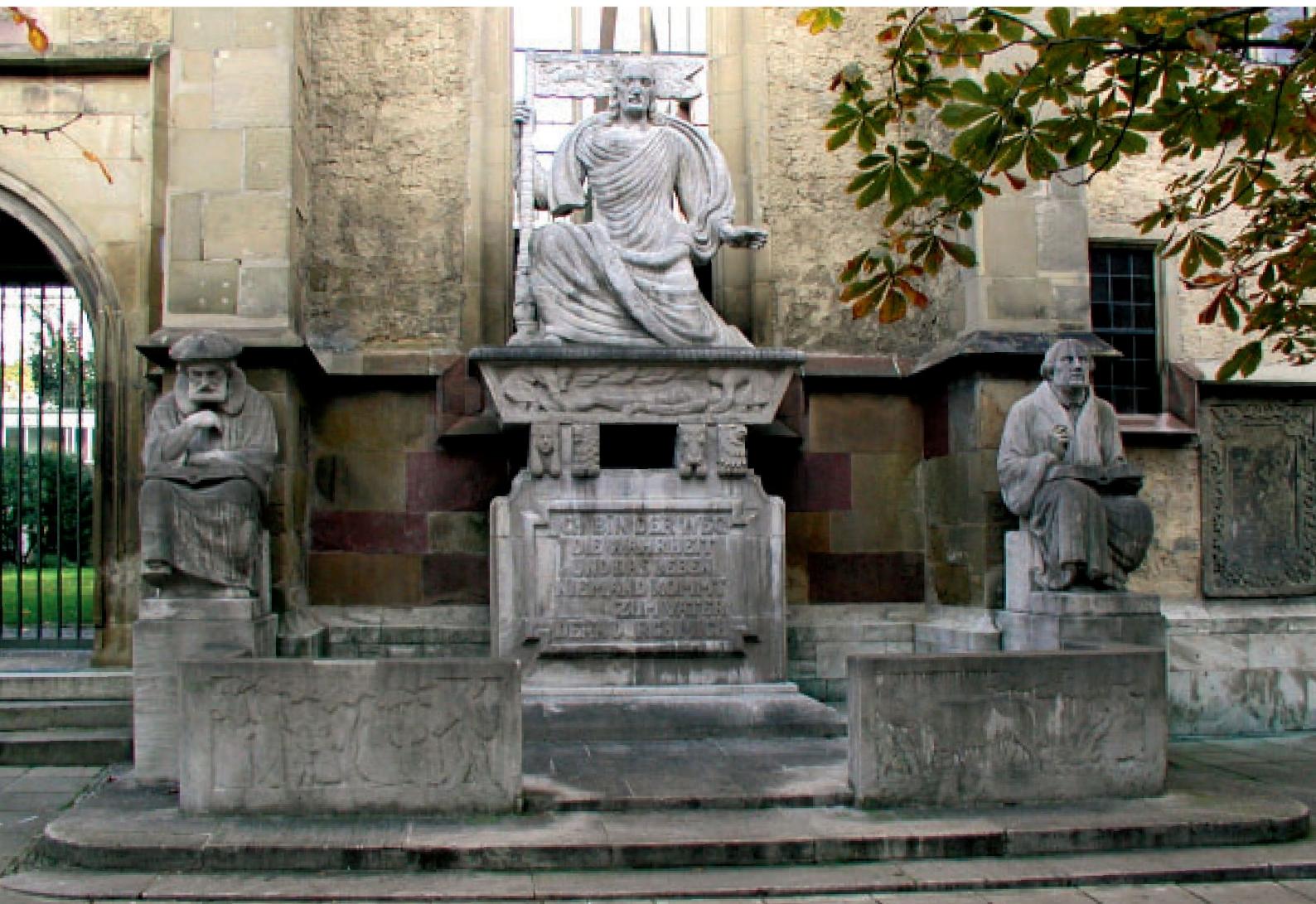
Die als Folge der Reformation bestehende Pluralität der Konfessionen brachte nicht nur die so genannten Simultankirchen hervor, die oft Kulturdenkmale sind, sondern gerade im Fall Heidelbergs viele Jahrhunderte später fast ein Kuriosum: In der ehemaligen Chapel der US-Streitkräfte des Mark-Twain-Village befindet sich ein so genannter Dreh-Heiliger. Diese Heiligenfigur ist zu einer Kreuzdarstellung wandelbar oder ganz abnehmbar, insoweit ist die Kapelle „konfessionsneutral“. Die nach Plänen des Mannheimer Architekten Emil Serini im Jahr 1951 errichtete US-Kapelle ist heute ein Kulturdenkmal nach unserem Denkmalschutzgesetz.

Liebe Leserinnen und Leser,

ich wünsche Ihnen nun viel Freude bei der Lektüre der ersten Ausgabe des Nachrichtenblatts im Jahr 2017 – sowohl bei dem Schwerpunktthema Reformation als auch bei den anderen spannenden Themen und Aktivitäten der Denkmalpflege in Baden-Württemberg.

Katrin Schütz

Staatssekretärin im Ministerium für
Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau
des Landes Baden-Württemberg



Nicht auf Glauben allein gebaut Kulturdenkmale der Reformation in Baden-Württemberg

Im Jahr 2017 wird an die Reformation erinnert, die vor 500 Jahren mit Luthers Thesen ihren Ausgangspunkt gefunden hat. Dieses Ereignis und seine Folgen hatten weitreichenden Einfluss auf die Menschen und ihre gestaltete Umwelt. Auch in Baden-Württemberg gibt es eine Vielzahl an baulichen wie künstlerischen Zeugnissen, die direkt oder indirekt mit der Reformation verbunden sind. Grund genug also, gerade jene Denkmale zu betrachten, die vom Denkmalschutzgesetz erfasst sind und uns den kultурgeschichtlichen Wandel der letzten 500 Jahre im Zuge der Reformation in Baden-Württemberg anschaulich und begreifbar machen können. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, einen allgemeinen Überblick über das Themenfeld der Kulturdenkmale der Reformation zu bieten. In weiteren im Jahresverlauf im Nachrichtenblatt erscheinenden Beiträgen werden dann einzelne Denkmale oder bestimmte Gattungen im Detail präsentiert.

Jörg Widmaier

Von Wittenberg nach Wirtemberg

Im Jahr 1517 gab Martin Luther (1483–1546) mit seiner Kritik an der Ablasspraxis der Kirche den Anstoß für eine reformatorische Bewegung. Die Auswirkungen reformatorischer Ideen auf den süddeutschen Raum zeigten sich einige Jahre später und wurden in den verschiedenen Regionen in unterschiedlicher Geschwindigkeit angenommen. Die Umsetzung der Reformation im deutschen Südwesten war also ein langwieriger Prozess, und man kann in diesem Zusammenhang von mehreren Reformationsen und von Konfessionalisierung sprechen. Denn 1517 und in den folgenden Jahrhunderten bestanden ganz unterschiedliche reichsunmittelbare und souveräne Herrschaften innerhalb der Grenzen des heutigen Baden-Württemberg (Abb. 1). Dies waren Reichsstädte, Fürsten- und Herzogtümer, Grafschaften oder auch die Territorien der Reichsritterschaft und der Reichskirche. Eigene kulturelle Eigenheiten, politische Bedingungen und historische Entwicklungen führten zu ganz unterschiedlichen Umsetzungen der Reformation oder machten diese unmöglich. Dabei sind nicht nur konfessionell getrennte Gebiete entstanden, sondern es gab auch solche Städte und Landschaften, in denen verschiedene Konfessionen nebeneinander existierten. Dort wurden mehrere Kirchen gebaut oder es mussten Simultankirchen eingerichtet werden. Es handelt sich dabei um Kirchenräume, die von unterschiedlichen Ge-

meinden gemeinsam benutzt worden sind (Abb. 2). Als direkte Folge der konfessionellen Pluralisierung finden sich solche Bauten nicht nur in der Reformationszeit, sondern auch noch viel später (Abb. 3). Der Glaubenswechsel vollzog sich mancherorts nicht nur einmalig. Denn auch später wechselten einige Gebiete oder Städte in der Folge sich wandelnder Herrschaft oder der Gegenreformation ihre konfessionelle Zugehörigkeit. Das Miteinander verschiedener Glaubensformen ist charakteristisch für Baden-Württemberg. Neben den katholischen finden sich auch verschiedene evangelische Christen, wie etwa die lutherische und die reformierte Tradition sowie die unierte Kirche oder die Freikirchen.

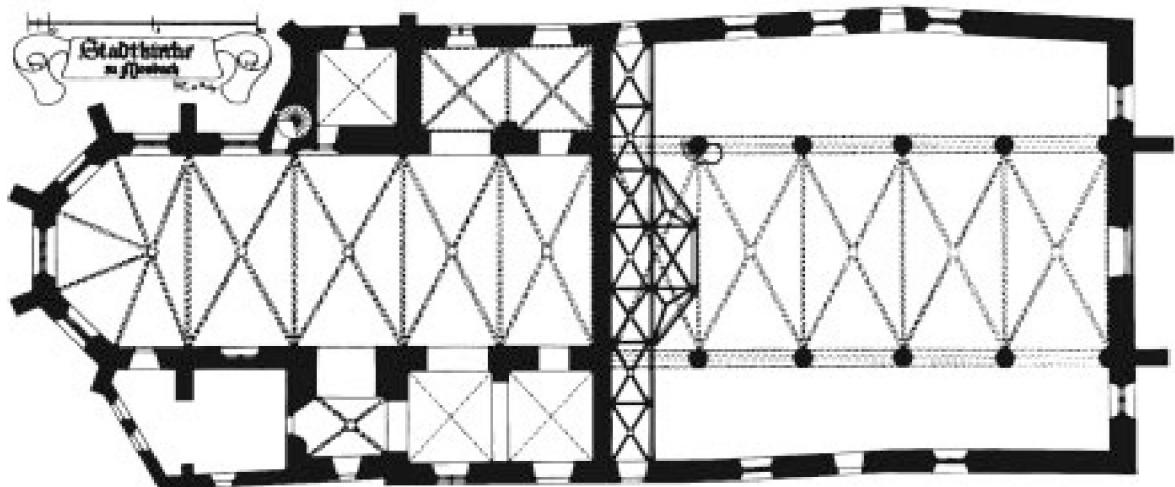
Dass sich Baden-Württemberg in verschiedene Konfessionsräume ausbildete, dafür ist vor allem die territoriale Zersplitterung, das heißt der Einfluss verschiedener Regionen, unterschiedlicher Herrscher und auch Reformatoren ausschlaggebend. Von besonderer Bedeutung ist hierfür der Augsburger Religionsfrieden von 1555. Denn fortan galt es dem Diktum „cuius regio, eius religio“ (wessen Land, dessen Religion) zu folgen. Der jeweilige Herrscher legte die Konfession seiner Untertanen fest. Auf lokaler Ebene waren mehrere Kirchenvertreter für die Umsetzung der reformatorischen Ideen tätig. Während in den nördlichen Teilen Württembergs die lutherisch ausgerichteten Re-



1 Grenzstein bei Blaustein-Bermaringen (Alb-Donau-Kreis), 15. Jahrhundert. Markierung der historischen – später auch konfessionellen – Grenze zwischen den Territorien der Reichsstadt Ulm, des Herzogtums Württemberg und der katholischen Grafschaft Helfenstein.



2 Mosbach (Neckar-Odenwald-Kreis), evangelisch-reformierte Stadtkirche beziehungsweise katholische Kirche St. Juliana. Seit 1685 simultane Nutzung der Kirche; nach der Religionsdeklaration von 1705 wurde die Kirche 1708 durch eine Mauer in zwei getrennte Kirchenräume aufgeteilt.



3 Heidelberg, Mark-Twain-Village, Dreh-Heiliger in der US-Kapelle. Der zur konfessionsneutralen Nutzung konzipierte Kirchenraum verfügt über wandelbare Ausstattungselemente. Die Heiligenfigur ist als drehbares Element zur Kreuzdarstellung wandelbar oder gänzlich aus der Wand-aufhängung abnehmbar.



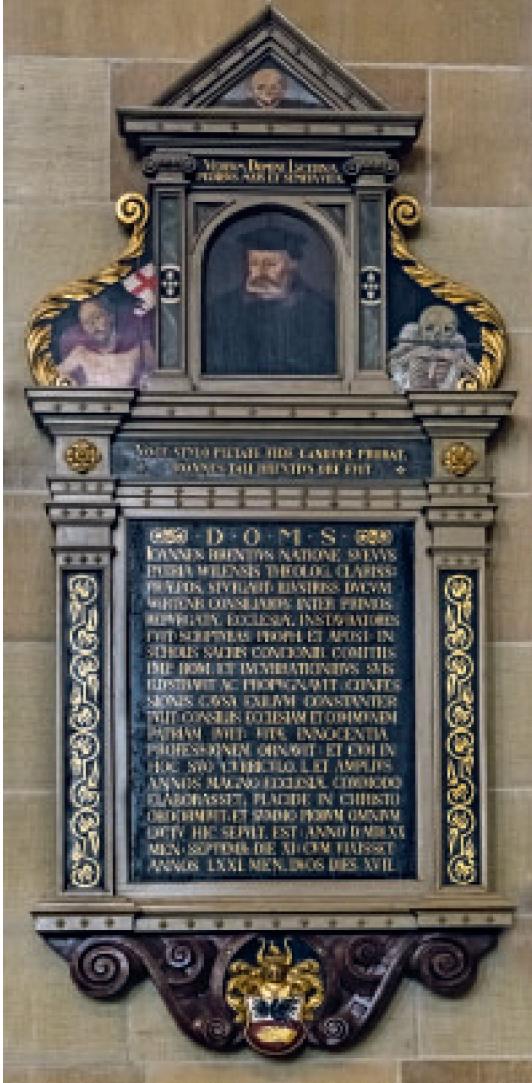
formatoren Johannes Brenz (Abb. 4) und Erhard Schnepf wirkten, war in den südlich von Stuttgart gelegenen Teilen des Herzogtums der Konstanzer Ambrosius Blarer reformatorisch tätig, der dezidiert schweizerisch-oberdeutsch orientiert war. Denn den süddeutschen Raum prägten auch andere bedeutende Reformatoren wie Johannes Calvin (1509–1564), Huldrych Zwingli (1484–1531) und Martin Bucer (1491–1551), die ganz eigene Ideen vertraten und somit eine andere Reformation als Luther im Sinn hatten. Sie haben vor allem die badische Landeskirche geprägt. Die historischen Herrschaftsverhältnisse lassen sich dabei bis heute noch deutlich erkennen: Die Bevölkerung des ehemaligen Herzogtums Württemberg und der Grafschaft Hohenlohe ist überwiegend und einheitlich evan-

gelisch-lutherisch. In Baden sind die Markgrafschaft Baden-Durlach und die Kurpfalz evangelisch-lutherisch beziehungsweise -reformiert, während Baden-Baden, weite Teile Oberschwabens und die ehemals vorderösterreichischen Gebiete im Breisgau, im Südschwarzwald und in der Ortenau größtenteils katholisch sind.

Herzogtum Württemberg und die Freien Reichsstädte

Im Herzogtum Württemberg führte Herzog Ulrich (1487–1550) bereits im Jahr 1534 die Reformation ein. Gerade erst aus dem Exil aus der Grafschaft Mömpelgard (Frankreich) zurückgekehrt, jener Region, die damals zum Hause Württemberg gehörte, brachte Ulrich den neuen Glauben, den er im Zuge des Kontakts mit Herrschern wie Landgraf Philipp I. von Hessen (1504–1567) kennengelernt hatte, mit in sein Herzogtum. Dank dieser überregionalen Verbindungen und Bündnisse konnte Ulrich sein Herzogtum zurückgewinnen und die Reformation einführen. Wie wichtig ihm diese Kontakte waren, ist noch heute an seinem Grabmal in der Tübinger Stiftskirche ablesbar. Am Haupt des Herzogs ist der Schriftzug „VDMIAE“ („Verbum Domini Manet In Aeternum“ – Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit) zu lesen, der seit dem Reichstag zu Speyer 1529 als ein Bekenntnis evangelischer Reichsfürsten galt (Abb. 5).

Neben großen Territorien wie dem Herzogtum Württemberg sind es aber auch einige Reichsstädte, in denen die Reformation besonders früh und schnell Fuß fassen konnte. Vertreter von Städten wie Ulm, Reutlingen oder Konstanz waren anwesend, als 1529 evangelische Reichsstände auf dem Speyrer Reichstag gegen die Durchsetzung des Wormser Edikts und damit für Martin Luther und seine Ideen protestierten. Dies war die Geburtsstunde der „Protestanten“. Andere Reichsstädte wie Ravensburg und Biberach zeichnen sich



biete. Mit Johannes Hartmann war beispielsweise ein Reformator aus Württemberg in Öhringen tätig.

In der Kurpfalz bildete die Stadt Heidelberg das politische und geistige Zentrum. Wie in Baden und Hohenlohe, so wurde auch hier 1556 die Reformation eingeführt. Doch folgte das dortige Bekenntnis anfangs nach lutherischem Einfluss bald der Ausrichtung Calvins. Der hier entstandene Heidelberger Katechismus von 1563 ist deshalb auch eines der wichtigsten Dokumente des Calvinismus überhaupt. In der Neuzeit vollzog sich in der Kurpfalz ein Wechsel zwischen allen drei großen Konfessionen (Reformierte, Lutheraner und Katholiken). Die in der Frühen Neuzeit geführten Glaubenskriege prägten das bauliche Erbe daher in besonderem Maße.

Die Geschichte der Reformationen und der Konfessionen ist nicht mit dem 16. Jahrhundert abgeschlossen, sondern entfaltet ihre Dynamik durch die gesamte Neuzeit und bis in die jüngste Zeit hinein. Im Jahr 1705 beispielsweise erfolgte mit der Pfälzischen Kirchenteilung die Aufteilung der Kirchen in der Kurpfalz auf die Reformierten und die Katholiken. In diesem Zusammenhang erlebten einige Kirchenbauten einen erneuten Konfessionswechsel oder wurden als Simultankirchen eingerichtet (vgl. Mosbach, Abb. 2). Im Jahr 1821 vollzog sich in Baden eine andere Entwicklung: Mit der Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche zur unierten evangelischen Kirche wurden zwei evangelische Gotteshäuser an einem Ort überflüssig, und einige Kirchen wurden zu Profanbauten umgestaltet oder abgebrochen (u. a. in Ziegelhausen bei Heidelberg).

durch ihre bikonfessionelle oder auch paritätische Struktur aus, das bedeutet, dass hier beide Konfessionen gemeinsam in Koexistenz lebten und die bauliche wie künstlerische Entwicklung ihrer Stadt entsprechend beeinflussten.

Markgrafschaft Baden-Durlach, Hohenlohe und die reformierte Kurpfalz

Auch in Baden-Durlach, Hohenlohe und in der Kurpfalz fanden die Ideen Luthers Anklang. Eine wichtige Voraussetzung dafür war der Augsburger Religionsfrieden von 1555.

In der Markgrafschaft Baden-Durlach erließ Markgraf Karl II. von Baden-Durlach (1529–1577) infolge dessen 1556 den „Reformationsbefehl“ (Abb. 6). Die Bewohner schlossen sich dem evangelischen Glaubensbekenntnis nach lutherischer Prägung an. Für die Durchsetzung der Reformation in Durlach engagierte sich unter anderem der Kirchenmann und württembergische Reformator Jakob Andreae (1528–1593) aus Tübingen. Auch in der Grafschaft Hohenlohe kam die Durchsetzung der Reformation, die bereits in den 1540er Jahren begonnen hatte, erst 1556 zum offiziellen Abschluss. Dass die Umsetzung der neuen Kirchenordnung von 1553 lutherisch geprägt blieb, liegt am Einfluss verschiedener lutherischer Ge-

4 Stuttgart, Stiftskirche, Epitaph für Johannes Brenz (gest. 1570). Epitaph mit dem Brustbild des Reformators an der Wand links von der Taufkapelle. Das Gemälde stammt von Jonathan Sauter, 1584.



5 Tübingen, Stiftskirche, Grabmal Herzog Ulrichs von Württemberg im Chor. Tischgrab von Joseph Schmid zwischen 1550 und 1555 gearbeitet. Die Detailaufnahme zeigt einen Teil des konfessionell motivierten Schriftzugs „VDMIAE“.



6 Emmendingen (Lkr. Emmendingen), Markgrafenschloss Emmendingen. Unter den Markgrafen von Baden-Durlach entstand auf einem ehemaligen Wirtschaftshof des Klosters Tennenbach ab 1574 das Renaissance-schloss. Hier fand 1590 das Emmendinger Religionsgespräch statt.

Reformation und bauliches Erbe

Das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg formuliert den Erhalt des Denkmalbestandes im öffentlichen Interesse als hoheitliche Aufgabe der staatlichen Institutionen von Denkmalschutz und Denkmalpflege (§1). In der Vergangenheit blieb die Möglichkeit der Erhaltung eines architektonischen, künstlerischen und kulturellen Erbes dagegen im stärkeren Maß an die Zuschreibung von Wert und an die Möglichkeiten seiner Nutzung gebunden. Diese wiederum blieben vom Wandel gesellschaftlicher Vorstellungen und Konventionen beeinflusst. Veränderungen in Vorstellungen und Normen treten besonders in Zeiten kulturellen Wandels auf, so auch mit der Reformation. Ihre Auswirkungen auf das bauliche und künstlerische Erbe waren sowohl von positiver wie negativer Art, hatten konservierendes wie zerstörendes Potenzial und förderten Tradition und Innovation. Die Denkmallandschaft in Baden-Württemberg ist daher noch heute wesentlich von längst vergangenen historischen Ereignissen geprägt. Auch die Reformation ist ein solches kulturgeschichtliches Ereignis, das sich auf den Baubestand ausgewirkt hat. Im Zusammenspiel mit weiteren prägenden Faktoren wie Säkularisierung, Industrialisierung, Kriegszerstörungen und – verstärkt seit der Nachkriegszeit einsetzender – Modernisierung wirkt die Reformation bis heute auf unseren Bestand an baulichem und kulturellem Erbe ein. Dabei hat man es sowohl mit Zerstörungen, Umnutzungen, Erhaltungsstrategien, Neugestaltungen und Innovationen zu tun. So blieben beispielsweise die Klöster in Bebenhausen, Blaubeuren und Maulbronn gerade durch die Umnutzung zu Klosterschulen in ihrer Struktur erhalten (Abb. 7). Durch die neuen Nutzungen, für welche die klösterlichen Bauten ideale Voraussetzungen boten, wurden tiefgreifende Umbauten an der historischen Substanz größtenteils überflüssig. Auch gab es infolge der Konfessionalisierung spezifische Entwicklungen

7 Maulbronn (Enzkreis), ehemaliges Zisterzienser-Kloster, seit 1556 zur evangelischen Klosterschule umgewandelt. Historische Namensrötungen von Seminaristen aus dem 16. bis 19. Jahrhundert.

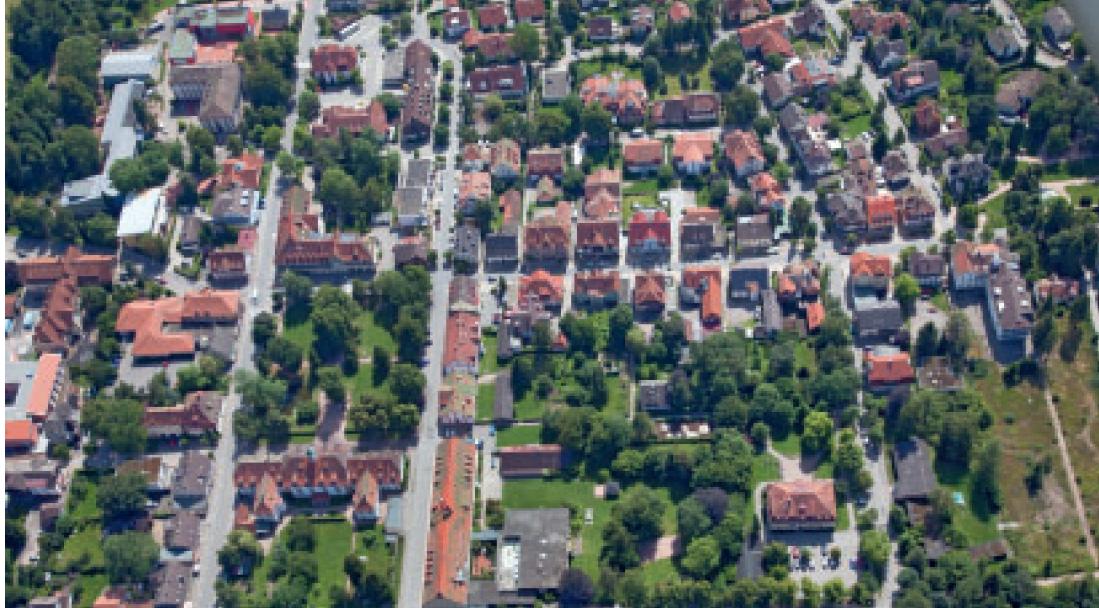


der Kulturlandschaften, der Stadträume sowie der Kunst und Baukultur. Kleindenkmale (Bildstöcke, Wegkreuze, Mariengrotten, kleine offene Wegkapellen und Kreuzwege) lassen sich heute beispielsweise fast ausschließlich in katholischen Regionen entdecken und machen dort historische Kult- und Andachtsräume erfahrbar. Die Gründe hierfür reichen weit zurück: Im Jahr 1555 befahl Herzog Christoph von Württemberg (1550–1568), die Zeichen der katholischen Vergangenheit zu entfernen. Als Folge dieses Mandats wurden neben Teilen der Kirchenausstattung auch Elemente der Kulturlandschaft wie Wallfahrtskapellen und Wegkreuze abgebaut. Auch innerhalb der evangelischen Bekenntnisse verfolgte man unterschiedliche Ansichten bezüglich der Ausstattung von Kirchen. Eine reformierte Kirche unterscheidet sich daher auch von Kirchen lutherischer Prägung durch den weitgehenden Verzicht auf bildliche Darstellungen. In manchen Städten hatten alle Konfessionen eine eigene Kirche und auch eine eigene Schule (z. B. in Epfenbach). Die Pluralisierung in Folge der Reformation brachte auch Neuerungen mit sich, die den Denkmalbestand bis heute prägen, wie etwa die architektonischen Bemühungen um den evangelischen Kirchenneubau. Auch die Gesamtanlage von Königsfeld im Schwarzwald ist als symmetrisch um einen zentralen Platz angeordnete Siedlung für die protestantisch-pietistische Glaubensgemeinschaft der „Herrnhuter Brüdergemeine“ ein Beispiel für eine religiös motivierte Plansiedlung (Abb. 8).

Denkmale der Reformation

Unter dem Begriff „Denkmale der Reformation“ kann man ganz verschiedene Kategorien von Kulturgütern fassen. Zeugnisse der Reformation müssen nicht aus dem 16. Jahrhundert stammen, sondern können in ganz unterschiedlichen Zeiten entstanden sein. Auch ist nicht nur an Kirchen oder Standbilder berühmter Reformatoren zu denken, auch ein archäologischer Fund, ein Glasfenster oder ein Fachwerkhaus können die historischen Ereignisse, die kulturgeschichtlichen Veränderungen und ihre Folgen für Baden-Württemberg eindrücklich veranschaulichen. Spuren hat die Reformation dabei nicht nur im öffentlichen Raum von Kirchen, Städten und Plätzen, sondern auch im Bereich des privaten Alltags hinterlassen. Nicht immer ging das Nebeneinander verschiedener Glaubensvorstellungen reibungslos vonstatten, sodass die erhaltenen oder zerstörten baulichen Hinterlassenschaften ein Zeugnis für die Konflikte, die Kompromisse und das Miteinander verschiedener Konfessionen sein können.

Ausgehend vom Denkmalbestand Baden-Württembergs werden im Folgenden nur Zeugnisse vor-



8 Gesamtanlage Königsfeld im Schwarzwald. Religiös motivierte Plansiedlung für die freikirchlich-pietistische Glaubensgemeinschaft der „Herrnhuter Brüdergemeine“, 1806 bis 1820.

gestellt, die unter Denkmalschutz stehen. Selten lässt sich die Begründung für eine denkmalrechtliche Unterschutzstellung eines Kulturgutes – seine wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Bedeutung – zugleich und ausschließlich auf den Bezug zur Reformation beschränken. Da die folgende Ausführung jedoch diese Bedeutung des unter Schutz gestellten Denkmalbestands im Rahmen des Reformationsjahres 2017 in den Blickpunkt rückt, wird für eine Kategorisierung der vorgestellten Zeugnisse nicht primär auf die einzelnen Schutzgründe und die Denkmalfähigkeit Bezug genommen. Ausschlaggebend für die Ansprache eines Kulturdenkmals als Zeugnis der Reformation ist, dass es direkt oder indirekt mit den historischen Ereignissen oder den kulturschichtlichen Veränderungen verbunden ist. Die nach diesem Kriterium ausgewählten Beispiele werden in den folgenden Ausführungen in die Kategorien Wirkungsstätten, Monamente und Erinnerungsmale unterteilt. Diese Einteilung dient ausschließlich einer Übersichtlichkeit und funktionalen Gliederung, wobei die Begriffe nicht dem Denkmalschutzgesetz entnommen sind.

Wirkungsstätten sind Orte, die mit Personen oder Geschehnissen der Reformation verbunden sind. Beispiele sind die Geburts- und Wohnhäuser von Reformatoren wie Johannes Brenz (Abb. 9), Ambrosius Blarer oder Philipp Melanchthon. Auch Orte ihres Wirkens wie Kirchen und Universitäten sind hier anzuführen. Persönlichkeiten mit Reformationsbezug sind auch weltliche Herrscher, die häufig Träger der Veränderung gewesen sind: So sind eben auch die Umwidmungen von Chorbauern zu herrschaftlichen Grabkapellen in Pforzheim, Öhringen, Tübingen und Wertheim als Wirkungsstätten anzusprechen.

Zur zweiten Kategorie der Monamente zählen Zeugnisse, die im reformatorischen Sinne entstanden oder gebaut, zerstört, umgebaut oder umgenutzt wurden. Dazu gehören auch jene Denkmale, deren spätere Errichtung oder Entstehung eine direkte Folge der Reformation ist. Der ver-

wendete Begriff „Monument“ bezieht sich dabei weniger in semantischer Beschränkung auf das architektonische Werk, sondern auf jenes Wort des Alten Testaments, das Martin Luther in seiner deutschen Bibel mit dem neuen Wort „Denkmal“ übersetzte (lat. monumentum = gemahnen, erinnern; griech. mnemosynon = Gedächtnis). Monamente werden in diesem Sinne als Zeugnisse und Erinnerungszeichen der Reformation verstanden, die den kulturschichtlichen Wandel erfahrbar machen, obwohl sie erstens nicht direkt als Wirkungsstätten reformatorischer Geschehnisse eine Rolle spielen, sowie zweitens nicht in der Intention einer Erzeugung von Erinnerung und Gedenken entstanden sind. Beispiele sind etwa Landesfestungen, deren Ausbau als direkte Folge konfessionell-politischer Spannungen nötig geworden war (vgl. Beitrag Jenisch in diesem Heft). Auch in evangelischen Städten begann die Modernisierung der Befestigungsanlagen vor dem Eindruck potenzieller konfessioneller Auseinandersetzungen. In Markgröningen ist das erste evangelische Pfarrhaus in Württemberg als Monument der Reformation erhalten geblieben. Auch die Aufgabe, Veränderung oder Umnutzung von Kirchenbauten ließ in diesem Sinne Zeugnisse des kulturellen Wan-

9 Weil der Stadt (Lkr. Böblingen). Geburtshaus des Reformators Johannes Brenz (1499–1570). Im Kern handelt es sich um ein Bürgerhaus des 15. Jahrhunderts, das 1875 grundlegend erneuert wurde.

10 Neufra (Lkr. Sigmaringen), ehemalige Kapelle St. Nikolaus, später Zehntscheuer. Die Reste der 1332 gestifteten Friedhofskapelle wurden 1543 beim Bau der Zehntscheuer integriert.



11 Stuttgart, Reformationsdenkmal an der ehemaligen Hospitalkirche, 1917 nach Plänen Theodor Fischers durch den Bildhauer Jakob Brüllmann gefertigt. Inschriften und Bilder setzen Verweise auf das Reformationsgeschehen.



12 Crailsheim (Lkr. Schwäbisch Hall), Rathaufturm. Der 57,5 m hohe Turm wurde zum 200. Jahrestag der Reformation 1717 bis 1719 im Auftrag Markgraf Friedrich Wilhelms von Brandenburg-Ansbach durch seinen Baumeister von Zocha erbaut.



decks entstehen: Die Zehntscheuer in Neufra ist ein Beispiel für ein profaniertes Gotteshaus im Zuge geänderter Glaubens- wie Herrschaftskonstellationen. Ein kleines Kirchenfenster in der Scheunenwand macht die einstige Nutzung als Sakralraum noch heute nachvollziehbar (Abb. 10).

Als letzte Kategorie sind Erinnerungsmale anzuführen, deren Errichtung und Aufstellung durch das Gedenken an die Persönlichkeiten oder das Geschehen der Reformation motiviert sind. Solche Erinnerungsmale sind nicht nur Standfiguren im direkten Sinne eines Denkmals, sondern können auch andere Formen annehmen. Wichtig sind dabei bestimmte Personen und Jubiläumsdaten, die der Erinnerung an historische Ereignisse dienen. Exemplarisch ist dies unter anderem an der Erhöhung des Crailsheimer Rathaufturms zum 200-jährigen Reformationstag 1717 (Abb. 12) sowie an der Pflanzung so genannter Lutherbäume im Jahr 1883 nachvollziehbar. Den Kulturdenkmälern dieser letzten Kategorie ist zu eigen, dass sie ihre Entstehung einer konkreten Intention verdanken, die eng an Erinnerungsbildung und Identitätsstiftung geknüpft ist. Die Gründe, Motive und Ziele für die Errichtung eines Reformation- oder Reformationsdenkmals haben sich im Lauf der Zeit jedoch immer wieder verändert. In der Rezeption der historischen Ereignisse, die als gezielte Erinnungskultur vermehrt ab dem 19. Jahrhundert betrieben wurde,

sind es – neben weiteren Personen – Reformator wie Johannes Brenz, Philipp Melanchthon, Johannes Calvin und Martin Luther, die dargestellt und gefeiert werden. Anderer historisch bedeutender Personen wurde nur selten gedacht, etwa Primus Truber (1508–1586), der in Württemberg tätige slowenische Reformator, oder Ambrosius Blarer, der als „Apostel Schwabens“ die Lehren

Zwinglis in Württemberg und Oberschwaben verbreitete. Martin Luther dagegen ist zwar nur selten im deutschen Südwesten gewesen, dennoch wurden ihm vermehrt seit dem 18. Jahrhundert nicht nur in Baden-Württemberg Denkmale gesetzt (Abb. 11). Dieses Luthergedenken folgte je nach Zeit ganz unterschiedlichen Zielen. Aber dies ist ein ganz eigenes Kapitel, dem – neben Weitem – im Zuge des Reformationsjahrs 2017 nachzugehen sein wird.

Praktischer Hinweis

Auf unserer Homepage stellen wir weitere Kulturdenkmale der Reformation vor. Besuchen Sie uns unter: www.denkmalpflege-bw.de

Literatur

Luise Schorn-Schütte: Die Reformation: Vorgeschichte, Verlauf, Wirkung, München 2016.

Andreas Steidel: Auf Luthers Spuren. Orte der Reformation in Baden und Württemberg, Stuttgart 2016. Clemens Kieser: „Reformation“ einer Kapelle. Die Zehntscheuer in Neufra (Lkrs. Sigmaringen), in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 31/3, 2002, S. 189–190.

Manfred Waßner: Kleine Geschichte Baden-Württembergs, Stuttgart 2002.

Peter Rückert: Alte Christen – Neue Christen. Württemberg im Streit um die Reformation, Stuttgart 1999.

Dr. Jörg Widmaier

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Barrierearmes Kulturdenkmal

Ergebnisse einer interdisziplinären Arbeitsgruppe

Belange des anderen frühzeitig erkennen, verstehen und konstruktiv in einen gemeinsamen Planungsprozess einbringen – so kann man neben der Darstellung gelungener Lösungen ein wesentliches Ziel formulieren, mit dem 2015 im Auftrag des Landtags die interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Barrierefreies Kulturdenkmal“ ihre Arbeit aufnahm. Eingesetzt vom damaligen Ministerium für Finanzen und Wirtschaft wirkten an der Arbeitsgruppe neben dem Landesamt für Denkmalpflege die Interessensvertreter der Menschen mit Behinderungen ebenso mit wie die zuständigen Fachministerien, Gebietskörperschaften, Behörden, Kirchen, die Architektenkammer sowie Haus und Grund. Ihr Arbeitsergebnis mündete im Oktober 2016 in eine Fachtagung und in den Leitfaden „Barrierearmes Kulturdenkmal“ (Abb. 1; 2).

Ulrike Roggenbuck-Azad

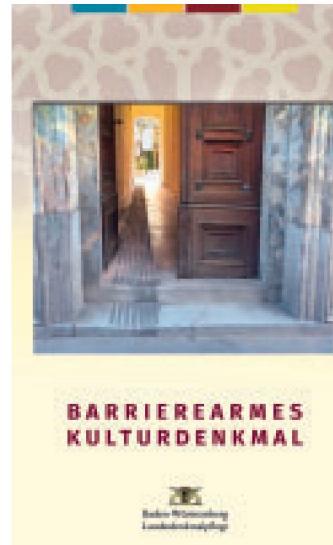
Arbeitsprozess als Teil des Projekts

Die große bundesweite Resonanz auf die Fachtagung und den Leitfaden verrät die hohe thematische Aktualität. Die Rückmeldungen der Tagungsteilnehmer sowie die Begleitschreiben zur Anforderung des Leitfadens lassen erkennen, wie dringend es war, sich in den Gedankenaustausch zu begeben und konstruktiv, zwischen den unterschiedlichen Belangen vermittelnd, gemeinsame Lösungsansätze zur Herstellung barrierearmer Planungskonzepte zu suchen. Dafür war ein Arbeitsprozess hilfreich, der den Abbau von Unwissenheit und Unsicherheit im Umgang mit den Themen

Menschen mit Behinderung, Barrierefreiheit und Denkmalpflege ermöglichte. Diese positive Arbeitsatmosphäre ist als wesentlicher Faktor für ein nachhaltig anwendbares Arbeitsergebnis zu benennen.

Der Weg als Teil des Ziels – unterschiedliche Belange verstehen, respektieren und zusammenführen

Beinahe überflüssig erscheint der Hinweis darauf, dass die Themen Barrierefreiheit und Denkmalpflege bereits für sich betrachtet hoch emotionale Aufgabenfelder sind, die den Akteuren eine große



1 und 2 Vor großem Publikum übergab Prof. Michael Goer, Leiter der Bau- und Kunstdenkmalflege im Landesamt für Denkmalpflege, im Rahmen der Fachtagung die ersten beiden Leitfäden an Staatssekretärin Katrin Schütz und an die Beauftragte der Landesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen, Stephanie Aeffner. Mit einem Grußwort eröffnete die Staatssekretärin die Tagung.





3 Ulrike Roggenbuck-Azad führte für das Landesamt für Denkmalpflege in die Praxisbeispiele ein und hob hervor, wie wichtig für das Arbeitsergebnis und die künftige Zusammenarbeit der direkte Austausch in der eingesetzten interdisziplinären Arbeitsgruppe war und sein wird.

Sensibilität im Umgang mit den jeweils betroffenen Menschen bei der Vermittlung der fachlichen Anliegen abverlangen. Auch wenn für Denkmalpfleger das Finden von Lösungen für den Einzelfall zum Alltag gehört, stellt die Berücksichtigung der vielfältigen Belange der Menschen mit Behinderung eine besondere Herausforderung dar. Insofern stellte die Verknüpfung der oben genannten Themen und der Auftrag zur Erarbeitung eines gemeinsamen Planungsleitfadens eine große inhaltliche Herausforderung dar, die durch das bewusste Miteinander der Gruppenmitglieder bewältigt werden konnte (Abb. 3).

Die Gruppenzusammensetzung ermöglichte es, aus unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitssituationen zu berichten, übliche Planungsabläufe und Genehmigungsverfahren darzustellen und die Aufgaben der Denkmalpflege bei der Beratung und im Genehmigungsverfahren zu erläutern. Leitfaden und Tagung zeigen, dass durch den gemeinsamen Schaffensprozess ein hohes Maß an Verständigung gefunden wurde. So stellt der gemeinsame Weg, der Arbeitsprozess, einen wichtigen Teil des Ziels dar.

Einmal mehr wurde auch im Rahmen dieses Kreises deutlich, dass der Auftrag der staatlichen Denkmalpflege, ihre fachliche Zuständig- und Verantwortlichkeit nicht oder noch unzureichend bekannt sind. Derselbe Umstand verleitet Dritte dazu, vermeintlich denkmalfachliche Belange anzuführen, um Maßnahmen zur Reduzierung baulicher Barrieren abzuwehren, die „nur“ zu unerwünschten Kostensteigerungen oder zu planerisch gestalterischen Einschränkungen führen.

Deshalb war es für den weiteren Verständigungs- und Arbeitsprozess wichtig, den konservatorischen Auftrag in seinen Grundzügen zu vermitteln. Er lässt sich knapp mit dem Erfassen, dem Erhalt, der Pflege und der Vermittlung von Kulturdenkmalen sowie der Vorgabe einer konservatorischen Zielstellung im Planungsablauf und der fachlichen Begleitung der Genehmigungsverfahren umschreiben.

Für die Arbeitsgruppenmitglieder erschloss sich im Gespräch die Komplexität der baulichen Anforderungen, die an ein Kulturdenkmal im Modernisierungsfall gestellt werden. Dabei ist die Herstellung der Barrierefreiheit nur einer von vielen öffentlichen Belangen, deren Auswirkung auf den Denkmalwert insbesondere von Planern und Denkmalpflegern zu beachten ist.

Verordnungen und Gesetze

Wenn sich eine Gesellschaft noch nicht vollständig und selbstverständlich dem Inklusionsgedanken geöffnet hat und Teilhabe am öffentlichen und kulturellen Leben von Menschen mit Behinderung am Wirtschaftlichkeitsdenken scheitert, ist es notwendig, deren Belangen mit Verordnungen und Gesetzen zur Barrierefreiheit Nachdruck zu verleihen.

So hat Barrierefreiheit in Gebäuden folgerichtig, wie auch der Brandschutz, ihren Niederschlag in der Landesbauordnung Baden-Württemberg gefunden. Weitere Verordnungen und Gesetze, wie die zur Energieeinsparung, entfalten im Zusammenhang mit Baumaßnahmen auch auf Kulturdenkmale ihre Wirkung und müssen sorgsam mit dem Belang des Denkmalschutzes in Übereinstimmung gebracht werden. Hinzu kommen alle Vorschriften, die mittels der DIN-Normen bauaufsichtlich eingeführt und damit zu beachten sind.

Da dem Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg die Landesbauordnung verbindlich zur Seite gestellt ist, kann es selbst frei von fremden Fachbelangen sein. Es ermöglicht den Kolleginnen und Kollegen im Landesamt für Denkmalpflege, sich im Rahmen konkret beabsichtigter baulicher Veränderungen des denkmalwerten Bestands auf die eigenen fachlichen Belange zu konzentrieren, die so in einem ersten Schritt in einer rein konservatorischen Beurteilung der anstehenden baulichen Maßnahmen mit Blick auf das geschützte Erscheinungsbild und die denkmalwerte Substanz münden.

Ob in vorgelegten Planungen und Konzepten öffentlich-rechtliche Vorschriften wie zum barrierefreien Bauen eingehalten werden, also auch Gegenstand der beantragten Baumaßnahmen sind, ist von der Unteren Denkmalschutzbehörde (baurechtlich verfahrensfreie Baumaßnahmen) oder der Baurechtsbehörde jeweils auf Grundlage

der Landesbauordnung zu prüfen und gegebenenfalls einzufordern. Damit ist bereits heute ein Instrument und eine klare Zuständigkeit gegeben, die auch die Belange der Menschen mit Behinderungen umfassend berücksichtigen und im Gesamtprozess abwägen könnten. Diese formale Zuständigkeit sollte jedoch nicht ausschließen, dass alle am Bau Beteiligten aus Überzeugung auf Planungsdefizite hinweisen und auf einen gemeinsamen Planungsprozess hinwirken, ohne Zuständigkeiten zu übergehen oder aufzuweiten.

Unnötige Planungsschleifen können durch die von der Denkmalpflege immer wieder eingeforderten frühzeitigen Planungsgespräche mit allen Beteiligten vermieden werden. Diese schließen sinnvollerweise in Zukunft, wenigstens bei öffentlichen Bauvorhaben, Fachplaner und Vertreter der Selbsthilfeverbände der Menschen mit Behinderung „als Anwälte in eigener Sache“ ein. Die Einbindung dieser „Anwälte“ erfolgt am besten durch die Bauherrschaft.

Besondere Herausforderung bei Kulturdenkmalen

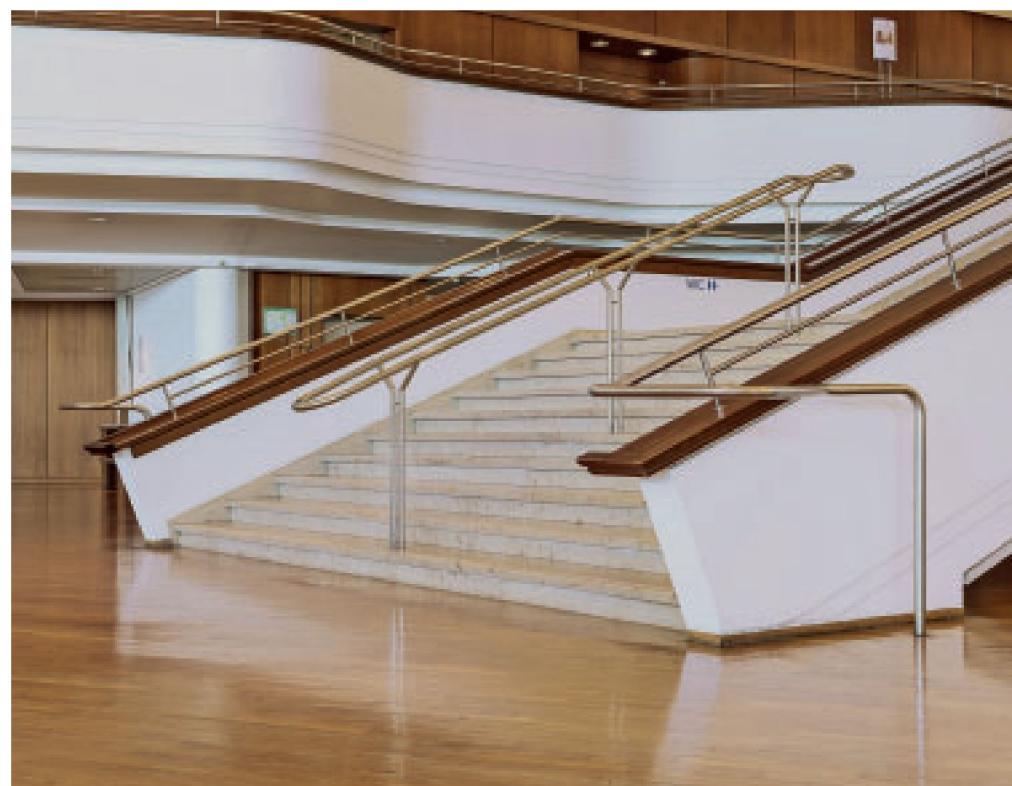
Trotz einer sich verändernden Sichtweise auf die Belange der Menschen mit Behinderungen und der Denkmalpflege bleiben Bauaufgaben, bei denen Barrierefreiheit oder -armut schwierig oder gar nicht hergestellt werden können. Das trifft auf Gebäude in topografisch schwer zugänglichen Lagen ebenso zu wie auf Maßnahmen, die nur mit erheblichen Substanz- und Struktureingriffen einhergehen. Mit dem zentralen Auftrag des Denkmalerhalts ausgestattet, versuchen Denkmalpfleger dann auf Alternativplanungen und -nutzungen hinzuwirken oder Kompromisse ins Auge zu fassen, um das Gebäude als Kulturdenkmal zu bewahren.

Der Denkmalwert von Baudenkmälern gründet unter anderem darin, dass sie als Geschichtszeugnisse technische Möglichkeiten und gesellschaftliches Selbstverständnis bestimmter Epochen anschaulich überliefern. Dass diese Bedeutungsdimensionen nicht gänzlich mit den neuzeitlichen und normbestimmten Anforderungen an Gebäude in Einklang zu bringen sind, ist kein Phänomen, das nur bei Fragen zur Herstellung von Barrierefreiheit auftritt. Dennoch sind diese viele Jahrzehnte oder Jahrhunderte alten Gebäude in der Lage, Identität zu stiften und das Leben aller Menschen zu bereichern. Nicht zuletzt daraus leitet sich das öffentliche Erhaltungsinteresse ab. Zugleich erwächst daraus aber eine Verpflichtung, so weit wie möglich die gesamte Öffentlichkeit am kulturellen Erbe und Leben teilhaben zu lassen.

Trotz dieser unbestrittenen kulturellen Bereicherung besteht ein wesentlicher Teil der konservatorischen Tätigkeit darin, um Wertschätzung für die Andersartigkeit, die Besonderheit der denkmalgeschützten Bauten zu werben und sich bei der Entwicklung von behutsamen Erhaltungsstrategien für vermeintliche bauliche Hindernisse einzubringen. Viele umgesetzte kleine bauliche Veränderungen belegen, dass denkmalgerechte und barrierefreie Konzepte für bestehende Bauteile oder ergänzende Maßnahmen möglich sind und seitens der zuständigen Denkmalschutzbehörden unterstützt werden. Dies ist dann besonders einfach, wenn sich Barrierefreiheit und Denkmalpflege in den Fragestellungen gut ergänzen, eine Synergie erzeugt wird, wie etwa durch das Aufdoppeln schiefer Böden, um ein durchgängiges Geschossniveau unter Erhalt des Bestandes herzustellen, oder aber durch freistehende Tasterstellen, die Eingriffe für elektrische Installationen in denkmalwerte Wandflächen vermeiden helfen. Im Sinne beider Belange ist es auch, bei der Realisierung

4 Im Abt-Gaissner-Haus in Villingen wurden durch Aufdopplung der Böden barrierefreie Geschosse erstellt. Zudem erleichterten Installationsstelen Menschen im Rollstuhl die Bedienung der Lichttaster.

5 Im Graf-Zeppelin-Haus in Friedrichshafen wurde zur Bauzeit in den 1980er Jahren auf barrierefreie Handläufe geachtet, die den sicheren Einstieg in die Treppe ermöglichen, da sie waagrecht über die Stufen hinausreichen.



sierung denkmalverträglicher Einzelmaßnahmen in einem Gesamtkonzept zu denken. Denn erst über die Auffindbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit ist auch die Nutzbarkeit barrierefreier Bauausführungen etwa im Gebäudeinneren sichergestellt (Abb. 4; 5).

Wirklich barrierearm?

Vor dem Hintergrund, Kulturdenkmale möglichst unverändert an nachfolgende Generationen zu überliefern, wird verständlich, warum die Denkmalpflege reduzierte bauliche Maßnahmen, die ohne Substanzeingriffe umgesetzt werden können und das geschützte Erscheinungsbild wahren, eher als denkmalgerecht ansieht und weiter verfolgt. Trotzdem muss dieses Bestreben nicht im Widerspruch mit barrierefreien Ausführungen an neuen Bauteilen wie etwa Hand- und Treppenläufen stehen. Entsprechende barrierefreie Detailplanungen zu erarbeiten liegt allerdings in der Zuständigkeit des jeweiligen Planers.

Wie weit die Vorstellungen von Barrierefreiheit bei Bauherren, Behörden und Planern auf der einen sowie Betroffenen auf der anderen Seite bisweilen auseinanderliegen, zeigte sich bei einem der ersten Arbeitstreffen, bei dem Planer, Bauherren und Denkmalpfleger Baumaßnahmen zur Herstellung von Barrierefreiheit aus der jüngeren Vergangenheit präsentierten. Die umfassende Kritik seitens der Verbände war unerwartet, zunächst ernüchternd, aber nachvollziehbar. Geschätzte 80 Prozent der gezeigten Rampen, Aufzüge, Toiletten waren nicht ausreichend barrierefrei. Etliche Rampen etwa folgten hauptsächlich ästhetisch-gestal-

terischen Gesichtspunkten, die das neue formal reduzierte Bauteil besser in die bestehende Architektur einfügen ließen. Dabei verzichteten sie auf das zulässige Gefälle von sechs Prozent, Geländer, Ruhepodeste und Radabweiser (Abb. 6).

Die gemeinsame Annäherung an Planungsanforderungen und die daraus resultierenden Beurteilungskriterien wurden in der Folge zu einem wichtigen Fundament für die Auswahl der gelungenen Fälle, die im Leitfaden präsentiert werden. Konsequent wurden die vorgeschlagenen Beispiele für den Leitfaden nach den Kriterien Auffindbarkeit, Erreichbarkeit, Zugänglichkeit und Nutzbarkeit bewertet. Dies hatte zur Folge, dass die zunächst ausschließlich geplante Darstellung von positiven Gesamtmaßnahmen durch eine andere Schwerpunktsetzung auf die Darstellung gelungener Bauteildetails ergänzt werden musste. Die vier weiterhin im Leitfaden vorgestellten Gesamtmaßnahmen der Bau- und Kunstdenkmalpflege sind in vielen Punkten barrierefrei oder -arm. Sie genügen jedoch auch nicht in jedem Detail strengen Anforderungen. Trotzdem zeigen sie, dass auch in Kulturdenkmälern komplex barrierearm geplant werden kann, und sich dies nicht zum Nachteil des Schutzes auswirken muss.

Herausforderung auch für Architekten

Aufschlussreich war die vertiefte Beschäftigung mit Baumaßnahmen, die in der jüngeren Vergangenheit mit Architekturpreisen bedacht wurden. Mit dem geschärften Blick für die Belange von Menschen mit Behinderung ist festzustellen, dass Architekturqualität, wie oben bereits erwähnt, zu-

6 Ein positives Beispiel für eine tatsächlich barrierefreie Rampe findet man in Esslingen. Ausgestattet mit Anprallschutz und Handlauf, erschließt sie barrierefrei das Alte Rathaus und hält dabei das vorgeschriebene maximale Gefälle von sechs Prozent ein.





meist nach gestalterisch-ästhetischen Gesichtspunkten bewertet wird. Was im privaten Raum noch seine Berechtigung haben mag, muss bei öffentlich zugänglichen Stätten und Bauwerken deutlich mehr mit Funktionalität und Benutzbarkeit durch alle Menschen in Einklang gebracht werden. Im Zeichen des demografischen Wandels wächst damit den ausbildenden Institutionen wie Universitäten und Hochschulen sowie den Architektenkammern ein Aufgabenfeld zu, das sich behaupten muss. Seine Berücksichtigung muss nicht zwangsläufig zu unansehnlicher Architektur führen, die ausschließlich technischen Einzelanforderungen genügt und die Gesamtgestalt aus dem Auge verliert.

Nachdrücklich wurde auch in diesem Zusammenhang seitens der Vertreter der Selbsthilfegruppen der Menschen mit Behinderungen darauf hingewiesen, dass es zukünftig einer Verankerung der Thematik in der Lehre bedarf, in der die Betroffenen auch selbst zu Wort kommen. Durch dieses Teamwork kann der gute Ansatz der Verbände mit einem „Design für alle“, das nicht zwischen Menschen mit und ohne Behinderung unterscheidet, im Bewusstsein aller verankert werden und kreatives Potenzial befördern, um wirklich inklusive Planungen umzusetzen und den Blick auf alle Menschen zu richten (Abb. 7; 8).

Mehr als die Belange von Menschen mit Mobilitätseinschränkung

Auf der Suche nach barrierefreien Bauausführungen im Baudenkmal zeigte sich, dass bislang hauptsächlich die Belange von Menschen mit Mobilitätseinschränkungen Beachtung finden. Vermutlich hat dies damit zu tun, dass körperliche Beeinträchtigungen zum Teil über bauliche Maßnahmen ausgeglichen werden können und durch Rampen und Aufzüge die Gebäudeerschließung und -nutzung für alle Menschen erleichtert wird. Diese baulichen Veränderungen sind Gegenstand denkmalfachlicher Beurteilungen und gelangen

über den Abstimmungsprozess und das Genehmigungsverfahren in das konservatorische Bewusstsein. Sie werden bei der Entwicklung des konservatorischen Konzepts berücksichtigt. Eher unbemerkt bleiben bisher die Belange der Menschen mit eingeschränktem Hör- und Sehvermögen, der Menschen mit Mehrfachbehinderungen oder kognitiven Einschränkungen. Viele Hilfen zur Orientierung und Nutzung können mittels denkmalverträglicher Haustechnik bereitgestellt werden und treten so für die Denkmalpflege im Abstimmungsprozess nicht weiter zutage. Daher war es wichtig, sich dem Thema des barrierefreien Kulturdenkmals möglichst umfänglich zu nähern, auch wenn man dabei im Wesentlichen Planungsmängel auftat und weniger konservatorischen Hindernissen begegnete. Auf diese Weise wuchs dem Leitfaden ein ergiebiges und bisher stark vernachlässigtes Themenfeld zu, das weit über gute und blendfreie Beleuchtung, taktile Wegführungen oder die Verbesserung der Akustik in halligen Räumen hinausreicht. Gemeint sind hier die vielen medialen Möglichkeiten der Denkmalvermittlung, die im Einzelfall bei nicht vollständig möglicher baulicher Barrierefreiheit von Kulturdenkmälern wenigstens eine inhaltliche Teilzugänglichkeit ermöglichen.

Dazu zählen auch taktile Grundrisse, Tastmodelle für Einzelobjekte oder größere städtebauliche Zusammenhänge und Hörstationen. Filmsequenzen mit Untertiteln, gedruckte Medien, virtuelle Raummodelle können ebenfalls schwer zugängliche Bauwerke oder einzelne Bereiche didaktisch und zielgruppenorientiert vermitteln (Abb. 9).

Nicht nur im Bereich der Denkmalvermittlung können Menschen mit Sinneseinschränkung ihren individuellen Nachteil über das sogenannte Zwei-Sinne-Prinzip ausgleichen und sich wesentliche Informationen erschließen. Tastsinn und Gehör sind für blinde und sehbehinderte Menschen wesentliche Säulen, um den Alltag eigenständig zu meistern. Für einen gehörlosen Menschen spielt hingegen das Sehen eine zentrale Rolle. Verdeutlicht

7 und 8 Auf der abschließenden Podiumsdiskussion sprach sich der Vertreter der Architektenkammer Baden-Württemberg (AKBW) Matthias Grzimek (Mitte) für eine verstärkte Aufnahme des Themas „Barrierefreies Bauen“ in den Architekturstudiengängen aus. Zugleich verwies er auf die zahlreichen Fortbildungen des Instituts für Fortbildungen der AKBW. Gebärdensprachdolmetscher übersetzten die Redebeiträge und die Podiumsdiskussion für gehörlose Menschen.



9 Bei der gemeinsamen Reise nach Ulm erprobte Winfried Specht vom Blinden- und Sehbehindertenverband Württemberg e. V. das Tastmodell für das Ulmer Stadtzentrum mit Münster.

man sich diese Mechanismen, so stößt man bei vielen Bauteilen, die im Zuge von Modernisierungen eingebaut werden, auf vermeidbare Planungsmängel, die jenseits der Denkmalpflege Erreichbarkeit, Zugänglichkeit oder Nutzbarkeit erschweren. Typische Beispiele sind Aufzüge, die weder über Stockwerksansagen noch über visuelle Alarmierungssysteme verfügen.

Der barrierefreie öffentliche Raum

Öffentlich zugängliche Außenräume und Gebäude unterliegen einer besonders aufmerksamen Beobachtung und kritischen Begleitung durch die Verbände und durch Menschen mit Behinderungen. Dies erklärt sich aus der jeweiligen Nutzung. Denn viele Behörden und Dienstleister haben ihren Sitz in denkmalgeschützten Gebäuden. Für Menschen mit Behinderungen ist eine barrierefreie Zugänglichkeit des Gebäudes gleichbedeutend mit eigenständiger Lebensführung. Die Bewältigung des Alltags tritt vor die Teilhabe am kulturellen Erbe. Dies kann in der Konsequenz heißen, dass anstelle der Anpassung eines Kulturdenkmals

10 Hörstationen im Museum und CR-Code-Stationen im Gelände ermöglichen sehbehinderten und blinden Menschen eine eigenständige Teilhabe an der wissenschaftlichen Aufbereitung der Vogelherdhöhlen und der Gesamtdidaktik des Museums Archäopark Vogelherd Niederstotzingen.

11 Die Veröffentlichung ist kostenfrei über das Landesamt für Denkmalpflege erhältlich.

auch die Verlagerung von Dienststellen in andere Gebäude in Betracht gezogen werden sollte. Anders sieht es in öffentlichen Anlagen und Gebäuden aus, die hauptsächlich in der Freizeit besucht werden. Hier muss das gemeinsame Bestreben darin liegen, eine weitgehende physische Zugänglichkeit zu schaffen und für nicht denkmalverträglich barrierefrei zu erschließende Bereiche eine andere Form der Denkmalvermittlung zu finden (Abb. 10).

Ideegeber könnten hier Museen sein, die schon heute ein vielfältiges und alle Sinne ansprechendes Didaktikkonzept verfolgen. Auch diese Angebote bedürfen einer Einbindung und Mitarbeit der betroffenen Menschen. Denn nicht jede technische Errungenschaft und Vermittlungsstrategie, die ein Kulturdenkmal vor Veränderungen bewahrt, ist tatsächlich umfänglich für alle Zielgruppen barrierefrei einsetzbar, wie etwa 3-D-Animationen, die für Menschen mit eingeschränkter räumlicher Wahrnehmung kein Vermittlungsangebot darstellen.

Perspektivwechsel fördert das gegenseitige Verständnis

Die Notwendigkeit der kontinuierlichen Zusammenarbeit und gegenseitige Offenheit aller Beteiligten, die den Perspektivwechsel erst ermöglicht, kann nicht oft genug betont werden. Dass dies auch in der Arbeitsgruppe gelang, ist ein wesentlicher Grund dafür, dass die Publikation Arbeitsergebnisse abbildet, die tatsächlich für gangbare Lösungen zur Verbindung von Barrieararmut und Kulturdenkmal stehen (Abb. 11).

Im Gespräch und durch Ortstermine gemeinsam mit Arbeitsgruppenmitgliedern mit Behinderung wurde der Blick für die unterschiedlichen und vielfältigen Belange geschärft. Für die Denkmalpflege ist dabei ein ganz neues Netzwerk mit den Verbänden, den Selbsthilfeorganisationen der Menschen mit Behinderung und den unterschiedlichen Einrichtungen der Gebietskörperschaften (Inklusionsbeauftragte) entstanden, das sich in der Zu-





sammenarbeit erst noch weiter entwickeln muss und in der Anfangsphase von der eigeninitiativen Kontaktaufnahme getragen wird. Wesentlich für den Arbeitsprozess war aber auch die große Aufgeschlossenheit der Bauherren und Planer vor Ort, die sich mit ihren Projekten der konstruktiven Kritik gestellt haben. In dieser gemeinschaftlichen Arbeit liegt eine wunderbare Bereicherung, die bewahrt und fortgeschrieben werden muss. Nur durch den offenen Austausch, der die unterschiedlichen Belange nicht verwischte, sondern auf Verständnis setzte und den bereits erwähnten Perspektivwechsel ermöglichte, konnte ein Weg entstehen, auf dem wir uns zukünftig gemeinsam für Inklusion und Denkmalpflege einsetzen können.

Konkret bedeutet dies für das Landesamt für Denkmalpflege, dass es künftig Fortbildungen für die Denkmalschutzbehörden zum Themenbereich geben wird und auch der Gedankenaustausch der Denkmalpflege mit den Interessensvertretern der Verbände 2017 verstetigt wird (Abb. 12).

Die Beschäftigung mit der gestellten Aufgabe und die persönlichen Begegnungen haben auch den beteiligten Denkmalpflegern geholfen, sich den Belangen der Menschen mit Behinderungen zu öffnen. Es hinterlässt ein gutes Gefühl, wie viele kreative und konstruktive Planungsansätze gefunden werden konnten, die nicht zwangsläufig bauliche Eingriffe für Kulturdenkmale bedeuten.

Zu den besonders hilfreichen Entlastungen zählt die Abwandlung des Arbeitstitels vom „Barrierefreien Kulturdenkmal“ hin zum „Barrierearmen Kulturdenkmal“. Diese kleine sprachliche Änderung zeigt nicht nur die Kompromissbereitschaft der Betroffenen, sie wird im Arbeitsalltag große Wirkung entfalten, ohne die Denkmalpflege und alle am Bau Beteiligten aus der Pflicht zu entlassen,

sich in Fragen der Reduzierung baulicher oder struktureller Barrieren auch eigeninitiativ zu engagieren. Dies schließt ausdrücklich auch die Wahrnehmung der Belange von Menschen mit Behinderungen und die konsequente Teilnahme ihrer Interessensvertreter im gemeinsamen Planungsprozessen ein (Abb. 13).

Wie vielfältig denkmalverträgliche Lösungen sein können, belegt der nach barrierefreien Kriterien gestaltete Leitfaden. Neben den dort ausführlich bebilderten Themen und dargestellten Projekten gibt er auch eine gute Orientierung über die gesetzlichen Grundlagen und ermöglicht dem Leser, sich über drei Grundsatztexte aus Sicht der Behinderungsverbände, der staatlichen Denkmalpflege und der staatlichen Schlösser und Gärten (Nutzervertreter) mit den wesentlichen Randbedingungen zu befassen, die im Themenfeld der Barrierefreiheit und der Denkmalpflege zum Tragen kommen.

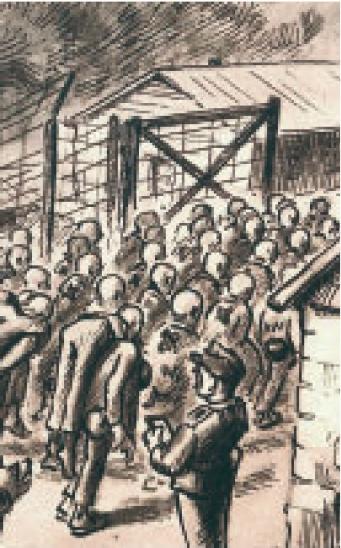
Praktischer Hinweis

Die reich bebilderte Veröffentlichung kann kostenfrei über das Landesamt für Denkmalpflege bezogen werden. Die Homepage der Denkmalpflege hält auch ein barrierefreies PDF zum freien Download bereit. Bezug über: www.denkmalpflege-bw.de/Publikationen und Service/Publikationen/Infobroschüren/Informationen für die praktische Denkmalpflege.

12 Jutta Pagel-Steidl (Landesverband für Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderung Baden-Württemberg e. V.) im Gespräch mit Matthias Grzimek (Architektenkammer Baden-Württemberg). Die gemeinsamen Ortstermine ermöglichen einen „begleiteten“ Perspektivwechsel, der das „Verstehen“ der unterschiedlichen Denkansätze und Belange förderte.

13 Architekt Andreas Flöß sprach über den Planungsprozess und die kreativen Potenziale, die im Zuge der Sanierung des Villinger Abt-Gaisser-Hauses unter Berücksichtigung der Belange von Denkmalpflege und Barrierefreiheit gegeben waren.

*Dipl.-Ing. Architektin
Ulrike Roggenbuck-Azad
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen*



Das ehemalige Konzentrationslager Natzweiler und seine Außenlager

Eine länderübergreifende Bewerbung um das Europäische Kulturerbesiegel

Mit dem Europäischen Kulturerbesiegel zeichnet die Europäische Union Kulturdenkmale, Kulturlandschaften und Gedenkstätten von hohem symbolischem europäischem Wert aus, an denen besondere Vermittlungsprojekte für die europäische Öffentlichkeit und insbesondere für junge Menschen angeboten werden. In Deutschland erhielten bislang das „Hambacher Schloss“ und die „Rathäuser von Münster und Osnabrück – Stätten des Westfälischen Friedens“ diese Auszeichnung. Mit dem Antrag „Das ehemalige Konzentrationslager Natzweiler und seine Außenlager“ unter französischer Federführung und baden-württembergischer Beteiligung betreten die Antragsteller Neuland. Es handelt sich um die erste länderübergreifende Bewerbung für das Siegel. In Baden-Württemberg betreut die Landesdenkmalpflege die Antragstellung federführend, da die beteiligten Außenlager überwiegend Kulturdenkmale sind. Im Gespräch mit Denise Beilharz vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, der Obersten Denkmalschutzbehörde des Landes Baden-Württemberg, erläutern Frédérique Neau-Dufour, Direktorin des Centre Européen du Résistant Déporté (Europäisches Zentrum des deportierten Widerstandskämpfers), Dorothee Roos, Vorsitzende des Verbundes der Gedenkstätten im KZ-Komplex Natzweiler, und Sibylle Thelen, Abteilungsleiterin Demokratisches Engagement/Fachbereich Gedenkstättenarbeit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Hintergründe, Schwerpunkte und Motive der Bewerbung (Abb. 1). Die Entscheidung über die Zuerkennung des Siegels fällt voraussichtlich zu Beginn des Jahres 2018.

Denise Beilharz

Welche Stätte steht im Zentrum der gemeinsamen Nominierung für das Europäische Kulturerbesiegel?
Was ist das Besondere an dieser Stätte?

Dorothee Roos: Im Zentrum der Bewerbung steht zunächst einmal der Ort des ehemaligen Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof, das heißt der Ort des Hauptlagers. Es handelt sich hier um das am weitesten westlich gelegene Konzentrationslager, das einzige der großen Lager der NS-Zeit, das sich heute auf französischem Boden befindet. Das Centre Européen du Résistant Déporté, also die heutige Gedenkstätte, macht die internationalen Besucher des Ortes mit dieser Tatsache vertraut. Allerdings, und das ist das Besondere an der gemeinsamen Bewerbung, ist dieser Ort sowohl

historisch wie auch unter heutigem gedenkstättenpädagogischem Blickwinkel nicht denkbar ohne die Außenlager beziehungsweise ihre Gedenkstätten auf beiden Seiten des Rheins. Denn nur ein Drittel der Häftlinge von „Natzweiler“ haben je das Hauptlager gesehen, zwei Drittel waren in einem oder mehreren der Außenlager inhaftiert. Nach der Auflösung des Hauptlagers im Herbst 1944 bestand das Konzentrationslager Natzweiler in seinen Außenlagern fort – ein einmaliger Fall in der Geschichte der großen Lager. Erst das Frühjahr 1945 brachte das endgültige Aus für den KZ-Komplex „Natzweiler“, der von November 1944 bis April 1945 ausschließlich auf der rechten Rheinseite verortet war. Dieses „doppelte Ende“ stellt eine historische Besonderheit dar. Auf der wissenschaftlichen und der „Gedenk-Ebene“ exis-



1 Delegation von Gedenkstättenvertretern aus Baden-Württemberg beim französisch-deutschen Kolloquium „Natzweiler-Struthof – Ein Konzentrationslager auf beiden Seiten des Rheins“ im Dezember 2015 in Paris (Frédérique Neau-Dufour ganz rechts, Dorothee Roos zweite von rechts, Sibylle Thelen dritte von links).

tierten etwa 50 Jahre lang zwei national getrennte Erinnerungskulturen, die aber dieselbe Häftlings- und Tätersgesellschaft betrafen. Die Bewerbung führt nunmehr zusammen, was zusammengehört – und krönt damit zwei Jahrzehnte sich immer weiter vertiefende französisch-deutsche Kooperation.

Sibylle Thelen: Neben dem Centre Européen du Résistant Déporté auf französischer Seite, also der Gedenkstätte am Standort des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof, sind auf baden-württembergischer Seite zwölf Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen an Standorten ehemaliger Natzweiler-Außenlager an der Bewerbung beteiligt. Die Akteurinnen und Akteure an allen Gedenkstätten setzen sich für die Aufarbeitung der NS-Geschichte und ihrer Folgen sowie für den Austausch dieser Erkenntnisse ein. Mehr als 52 000 Häftlinge aus etwa 30 Ländern Europas durchliefen das Stammlager, das von 1941 bis 1944 bestand, und beziehungsweise oder seine mehr als 50 Außenlager. Die Gedenkstätten beiderseits des Rheins halten das Leid dieser Menschen, aber auch die Folgen von Diktatur, von Terror und Willkür im Bewusstsein (Abb. 2).

Frédérique Neau-Dufour: Wir haben uns in erster Linie als Netzwerk um das Europäische Kulturerbesiegel beworben; kein einzelner Ort ist im Vergleich zu den anderen wichtiger oder unwichtiger. Jeder von ihnen bildet symbolisch einen Teil dessen, was in der NS-Zeit das „Lager Natzweiler“ war, unabhängig von seiner Größe, seiner finanziellen Ausstattung oder seiner heutigen Staatszugehörigkeit. Jeder Ort hat seine Besonderheit. Es gab das Hauptlager und die Außenlager, manche davon klein, andere wiederum größer; es gab Sterbelager und solche, wo die Todesrate weniger hoch

war. Doch alle standen im Dienst der NS-Kriegsindustrie, in allen wurden Menschen als „Material“ angesehen und behandelt. Die Vermittlung des Gesamtsystems steht im Zentrum unseres Projektes.

2 Karte des KZ Natzweiler und seiner Außenlager zwischen 1943 und 1945.



3 Historische Ansicht des KZ-Hauptlagers Natzweiler-Struthof.



Wie ist die Idee zu dieser länderübergreifenden Antragskooperation entstanden?

Dorothee Roos: Die Idee ist auf der französischen Seite entstanden. Als Anregung diente die Tatsache, dass das „Europaviertel“ in Strasbourg mit dem Siegel ausgezeichnet wurde. Allerdings wäre die Idee sicherlich nicht geboren worden, wenn nicht in den letzten Jahren die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen französischen und deutschen HistorikerInnen und PädagogInnen eine ganz neue Qualität gewonnen hätte. Man kennt und schätzt sich inzwischen – das ist in einer Welt, die sich renationalisiert, ein hohes Gut, das wir hüten und pflegen wollen, und zwar mit oder ohne Kulturerbesiegel.

Frédérique Neau-Dufour: Als ich zum ersten Mal vom Europäischen Kulturerbesiegel hörte, waren mir zwei Punkte sofort klar: Die Bewerbung der Stätte eines ehemaligen Konzentrationslagers ist legitim – und sie muss grenzübergreifend erfolgen. Das Lager Natzweiler war grundsätzlich auf beiden Seiten des Rheins angesiedelt. Die Nazis errichteten es auf de facto annexiertem französischem Boden, die Häftlinge kamen aus ganz Europa, unter ihnen waren viele französische und deutsche Widerstandskämpfer. Die Außenlager verteilen sich heute auf Lothringen und das Elsass, auf Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen.

4 Historische Stätte des ehemaligen KZ Hauptlagers Natzweiler-Struthof.



Die Erinnerungsarbeit nach 1945 wurde auf der Ebene des Hauptlagers von der französischen Republik geleistet; bei den Außenlagern in der Bundesrepublik Deutschland ging sie aus dem ehrenamtlichen Engagement von Bürgern hervor. Welche bessere Begründung für ein europäisches Siegel kann es also geben? (Abb. 3; 4)

Sibylle Thelen: Oft wird die europäische Erinnerungskultur beschworen – in länderübergreifenden Projekten wird sie gelebt. So wurde von den Antragspartnern zuletzt eine Wanderausstellung zum doppelten Ende des KZ-Komplexes Natzweiler gemeinsam erarbeitet. Diese Ausstellung beschreibt die Evakuierung und Befreiung des linksrheinischen Stammlagers und der umliegenden Außenlager im Herbst 1944 sowie die zeitlich verzögerte, spätere Auflösung der zahlreichen rechtsrheinischen Außenlager im Frühjahr 1945. Begleitet war die Ausstellung von zahlreichen Veranstaltungen, Bildungsangeboten, Schulklassenbesuchen. Sie wurde anlässlich der Gedenkfeier des Landtags von Baden-Württemberg am 27. Januar 2015 in Stuttgart gezeigt, und Frau Frédérique Neau-Dufour hielt die Gedenkrede. Diese Erfahrung, dass grenzübergreifende Forschungs- und Bildungsarbeit auf vielfältige Weise wirkungsvoll ist, hat den Wunsch nach weiterer Zusammenarbeit nur noch größer werden lassen. In Baden-Württemberg sind wir dankbar für diese produktive Kooperationsmöglichkeit mit den französischen Partnern, die ja auch zeigt, dass wir in Friedenszeiten leben. Das Antragsverfahren für das Europäische Kulturerbesiegel wirkt wie ein Ansporn. Es eröffnet neue Möglichkeiten, konkrete Ziele zu entwickeln.

Wie ist die länderübergreifende Kooperation organisiert? Welche Rolle spielen das Centre Européen du Résistant Déporté (CERD) und der neu gegründete Verbund der Gedenkstätten im ehemaligen KZ-Komplex Natzweiler für das gemeinsame Vorhaben?

Frédérique Neau-Dufour: Seit mehr als zehn Jahren gibt es zwischen dem 2005 gegründeten CERD und den Gedenkstätten der Außenlager in Baden-

Württemberg eine sehr konkrete Zusammenarbeit. Mit Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg wurden Ausstellungen, Kolloquien und andere Projekte zur Geschichte des KZ Natzweiler ins Werk gesetzt. Ein Projekt war die von Frau Thelen erwähnte Ausstellung zum Ende von Natzweiler. Diese Zusammenarbeit half den französischen und deutschen Partnern, sich besser kennenzulernen. Für uns Franzosen war die Gründung des Gedenkstättenverbundes auf deutscher Seite im November 2016 eine herausragende Neuigkeit – wir haben jetzt einen Ansprechpartner, der aber alle unsere bisherigen Partner in sich vereinigt. Dies macht unser Netzwerk stärker, effizienter und auch glaubwürdiger für den Blick von außen.

Dorothee Roos: Die Gründung des Gedenkstättenverbundes stellt die länderübergreifende Kooperation tatsächlich auf neue organisatorische Füße – wir haben es nunmehr mit zwei Partnern auf beiden Rheinseiten zu tun; auch hier leistet die Landeszentrale für politische Bildung wichtige Unterstützungsarbeit. Angedacht ist eine behutsame Professionalisierung der internen netzwerk- und grenzüberschreitenden Kooperationsarbeit, weil die ehrenamtlichen Gedenkstätten diese in der erforderlichen Kontinuität alleine nicht leisten können.

Sibylle Thelen: Die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg begleitet die zwölf Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen, die an ehemaligen Standorten von Natzweiler-Außenlagern von Bürgerinnen und Bürgern gegründet worden sind, bei ihrer Vernetzung. Mit den Fördermitteln des Landes werden auch Verbünde wie der im November 2016 neu gegründete Verbund der Gedenkstätten im ehemaligen KZ-Komplex Natzweiler gefördert. Durch die orts- und hier zudem grenzübergreifende Zusammenarbeit können die historische Aufarbeitung sowie die pädagogische Vermittlungsarbeit intensiviert und professionalisiert werden. Zugleich wird das Ehrenamt gestärkt. Dies ist ganz im Sinne der Gedenkstättenkonzeption der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen in Baden-Württemberg (Abb. 5; 6).

Warum sollte man die Stätte besuchen? Was können wir in der Auseinandersetzung mit der Stätte lernen? Welche Werte vermitteln Sie der allgemeinen Öffentlichkeit?

Frédérique Neau-Dufour: Eine Gedenkstätte zu besichtigen ist keine leichte Sache. Man geht dort nicht wie in ein Renaissanceschloss einfach zum Vergnügen hin, meist auch nicht zufällig. Man geht dorthin, um eine schwierige Geschichte bes-



ser zu begreifen: die Geschichte der NS-Zeit und ihres Unterdrückungsapparates. Diese pädagogische Dimension steht bei unseren Gedenkstätten im Vordergrund. Aber jede Gedenkstätte, ob in Frankreich oder in Deutschland, weitet die Fragestellung aus: Wie hätte ich mich selbst angesichts des NS-Terrors verhalten? Wieso ist der Mensch zu solch furchtbaren Taten fähig? Kann sich die Geschichte wiederholen? Was können wir als europäische Bürger tun, um unsere Demokratie zu schützen (Abb. 7; 8)?

Sibylle Thelen: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner Verbrechen ist von zentraler Bedeutung für die politische Bildung. Sie ist auch deshalb prägend für das Selbstverständnis der politischen Bildung, weil es bei der Auseinandersetzung mit dieser Geschichte immer auch um die Reflexion über menschliche Verhaltensweisen, über die Bedeutung von Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit geht. Es gilt, den Lernprozess im Bewusstsein zu halten, der zu einem friedlichen, freien und demokratischen Europa geführt hat. Aktuelle politische Debatten zeigen, dass dies heute notwendiger ist denn je – die europäischen Werte fielen nach 1945 nicht einfach vom Himmel. Ihrer Entstehung ging ein Lernprozess voraus. Orte wie die Gedenkstätten im KZ-Komplex Natzweiler führen die Verbrechen und radikale Entmenschlichung vor Augen, die diesem Lernprozess vorausgingen. Und sie erinnern an die Opfer. Von den circa 52 000 Häftlingen, die die

5 Die neue KZ-Gedenkstätte Neckarelz bei der Eröffnung am 16. Oktober 2011.

6 Tunnel mit Dokumentationsstätte, Namenswand und Kunstinstallation „Haus der tausend Namen“ in Leonberg.



7 Blick in die 2000 m² umfassenden Ausstellungsräume des Centre Européen du Résistant Déporté (Europäisches Zentrum des deportierten Widerstandskämpfers) im ehemaligen KZ-Hauptlager.

8 Der ehemalige französische Deportierte Pierre Rolinet im Gespräch mit Schülern in Natzweiler-Struthof.



Natzweiler-Lager durchliefen, starben etwa 22 000 an Hunger, Krankheit und durch Gewalt.

Dorothee Roos: Wahrscheinlich wird niemand die „Gesamtstätte“ besuchen können, das heißt die Gedenkstätte des Hauptlagers sowie 12 oder mehr Außenlager-Gedenkstätten – denn neben den baden-württembergischen gibt es ja noch welche in Lothringen, im Elsass, in Rheinland-Pfalz und in Hessen. Aber um das System der Konzentrationslager in der letzten Kriegsphase begreifen zu können, ist ein Besuch des CERD und mindestens einer Außenlager-Gedenkstätte sehr empfehlenswert – das gilt auch und gerade unter didaktischen Gesichtspunkt. Denn die sehr besondere Atmosphäre des „großen“ Lagers in der Einsamkeit der Vogesen muss mit den „KZs vor der Haustür“ mitten in Städten oder Dörfern, direkt an Standorten der Kriegsindustrie, zusammengebracht und zusammengesehen werden.

Welche konkreten Projekte planen Sie in Zusammenhang mit dem Europäischen Kulturerbesiegel? Welche Rolle spielen Kinder und Jugendliche in Ihrer Vermittlungsarbeit?

Frédérique Neau-Dufour: Das europäische Kulturerbesiegel ist selbst nicht mit einer finanziellen Förderung verbunden, doch verpflichtet es seine Träger, sich stärker für die Sache Europas zu engagieren. Falls unser Netzwerk das Siegel erhält, sind wir fest entschlossen, unsere grenzüberschreitenden Aktivitäten noch zu verstärken und dabei insbesondere Jugendliche als Zielgruppe in den Blick zu nehmen. Dies vor allem durch die Schaffung einer gemeinsamen Internetplattform und durch gemeinsame Fortbildungen für deutsche und französische GeschichtslehrerInnen. Dabei wollen wir wechselseitig voneinander lernen, was den historischen Zugang wie auch die pädagogische Herangehensweise betrifft, und unsere Besucher dazu anzuregen, mehrere Orte innerhalb des KZ-Komplexes Natzweiler zu besuchen. Des Weiteren möchten wir in weiteren europäischen

Ländern für die Geschichte des KZ Natzweiler Interesse wecken, weil es ja Häftlinge aus praktisch allen Ländern gab. Deshalb muss unsere gesamte Kommunikation mehrsprachig werden, das ist ebenfalls ein vordringliches Ziel. Ebenso wollen wir durch Ausstellungen und Projekte die europäische Bedeutung unserer Stätten unterstreichen.

Dorothee Roos: Unsere Projekte im Zusammenhang mit dem Kulturerbesiegel haben in der Tat die „europäische Öffentlichkeit“ im Blick. Das bedeutet konkret, dass alle Gedenkstätten sich um Mehrsprachigkeit bemühen – Beschriftungen und Texte sollen mindestens in Deutsch, Französisch und Englisch verfügbar werden. Die Auffindbarkeit der Orte soll durch ein gemeinsames mehrsprachiges Webportal und ein Netz von „europäischen Erinnerungswegen“ verbessert werden. Daneben wird es grenzüberschreitende Lehrerfortbildungen sowie ein komparatives Kolloquium zum Thema „Nationalsozialismus und Holocaust im Unterricht in den verschiedenen europäischen Ländern“ geben. Für Jugendliche sind Aktionen und Aktivitäten geplant, die geeignet sind, Sprachbarrieren zu überwinden: zum Beispiel Kunstprojekte, Fotografie oder Workcamps. Schon jetzt sind etwa die Hälfte der BesucherInnen der Gedenkstätten Jugendliche. Auch sollen systematischer als bisher Gruppen aus europäischen Partnerstädten oder Partnerschulen, die es an den jeweiligen Orten sehr zahlreich gibt, in die Gedenkstätten eingeladen werden. Auf der wissenschaftlichen Ebene werden alle Veröffentlichungen zum Thema „Natzweiler“ in den verschiedenen europäischen Sprachen gesammelt und im Internet veröffentlicht werden; eine Datenbank mit den Namen aller Häftlinge wird europaweit zugänglich sein und weiteren Austausch über Forschungsergebnisse ermöglichen.

Sibylle Thelen: Die Konzentrationslager waren nicht nur irgendwo im Osten, sie lagen auch buchstäblich vor der Haustür. Das macht die Auseinandersetzung mit dem KZ-Komplex Natzweiler im Geschichtsunterricht von Baden-Württemberg zu einer wichtigen Erfahrung. Schon jetzt besuchen



viele Schülerinnen und Schüler aus dem Land das CERD in den Vogesen oder auch Gedenkstätten an ehemaligen Außenlagern. Mehrsprachige Materialien, Ausstellungstafeln und Webseiten, wie sie für das Europäische Kulturerbesiegel geplant sind, werden den Zugang zum historischen Ort erleichtern (Abb. 9; 10).

Welche Erwartungen verbinden Sie mit einer erfolgreichen Bewerbung um das Europäische Kulturerbesiegel? Welche Entwicklungsperspektiven sehen Sie für die Stätte?

Dorothee Roos: Noch wissen wir ja nicht, ob wir das Siegel wirklich erhalten werden. Doch wenn ja, so erwarten und hoffen wir, dass der KZ-Komplex Natzweiler in seiner europäischen Bedeutung stärker als bisher wahrgenommen wird. Die Gefangenen kamen aus über 30 Nationen, im Grunde bildete ihre Gemeinschaft eine Art Keimzelle des heutigen Europa. Die Ideen des Friedens und der Achtung der Menschenrechte sind in der Hölle der Lager geboren worden – dies zu vermitteln ist in Zeiten der Flüchtlingskrise und der nationalen Abschottung wichtiger denn je.

Frédérique Neau-Dufour: Seit mehreren Jahren leidet Europa an Selbstzweifeln. 2016 gab es mit dem „Brexit“ einen der bislang tiefsten Einschnitte. Das Flüchtlingsproblem lässt bereits verschwunden geglaubte Reflexe des Rückzugs auf sich selbst und der Fremdenfeindlichkeit neu aufleben. In diesem gefährlichen Umfeld käme einer Zuerkennung des Kulturerbesiegels für das ehemalige Lager Natzweiler hohe symbolische Bedeutung zu. Denn woher kommen wir als Europäer? Das Siegel könnte uns daran erinnern, dass der europäische Eingangsprozess zumindest in Teilen die Frucht einer gemeinsam erlittenen dramatischen Geschichte ist. Nach 1945 war es die einzige richtige Antwort auf Naziherrschaft, Völkermord und die Verneinung des Menschen, die Menschenrechte wieder in Kraft zu setzen und eine Vereinigung zu schaffen, die sich auf die Demokratie, den Schutz der

Schwachen und die Toleranz gründet. Was ist heute, im Jahr 2017, aus diesen Werten geworden? Unsere Gedenkstätten erinnern daran, zu welchem Zerfall der Humanität eine Ideologie führt, welche die fundamentalen Menschenrechte leugnet (Abb. 11; 12).

Sibylle Thelen: Bei der Arbeit am Antrag für das Europäische Kulturerbesiegel haben alle Beteiligten gemeinsam Neuland betreten. Schon das ist bereichernd. Erst recht werden die gemeinsamen Vorhaben, die in dem ebenso intensiven wie produktiven Beratungsprozess entstanden sind, die künftige Gedenkstättenarbeit bereichern – angefangen bei der historischen Aufarbeitung bis hin zur pädagogischen Vermittlungsarbeit. Eine wichtige Aufgabe wird es sein, die Potenziale eines grenzübergreifenden Netzwerks von Erinnerungsstätten zu nutzen und zu fördern. Schon weil das handfeste Vorteile mit sich bringt: Ein so großes Projekt wie die geplante Onlinedatenbank zur Dokumentation der Häftlingschicksale lässt sich gemeinsam besser bewältigen. Aber auch, weil grundsätzliche Gesichtspunkte dafür sprechen: Ein solches Netzwerk ermöglicht vielfältige Begegnungen über Grenzen und auch über Unterschiede hinweg – Begegnungen von politisch und historisch Interessierten, von Historikern und Forschern, von ehrenamtlichen und hauptamtlichen Gedenkstättenmitarbeitenden, von Franzosen und Deutschen, von Bürgerinnen und Bürgern in einem freiheitlichen Europa, die sich einander mit ihren unterschiedlichen Prägungen und Erinnerungskulturen vertraut machen. Europäische Erinnerungskultur bedeutet nicht die Angleichung, son-

9 Kunstprojekt „Seelenbretter®“ mit ukrainischen Kindern und Jugendlichen vor dem Gebäude der KZ-Gedenkstätte Neckarelz, August 2015.

10 Schülergruppe mit Jugend-Guide im Ausstellungsraum der Gedenkstätte Hailfingen-Tailfingen.





11 Ausstellungsraum in einer rekonstruierten Baracke im KZ-Hauptlager, in dem unter anderem Zeichnungen eines norwegischen Deportierten ausgestellt sind.

dern den Austausch von historischer Erfahrung und Aufarbeitung. Das Netzwerk der Gedenkstätten steht selbst für diesen fundamentalen Erkenntnisprozess und befördert ihn zugleich.

Wo sehen Sie die größten Herausforderungen in Ihrer Arbeit der nächsten Jahre?

Frédérique Neau-Dufour: An wichtigen Projekten mangelt es nicht! Es gilt, die angedachten Vermittlungsprojekte zu konkretisieren und umzusetzen. Aber unsere Erinnerungsorte bestehen ja auch aus konkreten Bauwerken, die wir erhalten und renovieren müssen. Im Fort Queuleu wie auch auf dem Struthof stehen mehrjährige Projekte zur Bauunterhaltung an. Das Areal der Gedenkstätte Natzweiler hat sich im Jahr 2016 sogar vergrößert, denn der Staat hat das ehemalige Hotel Struthof gekauft, wo sich die Kommandantur des Lagers befand. Über die Verwendung dieses Gebäudes muss bald entschieden werden, um mit den notwendigen Arbeiten beginnen zu können. Die Mitglieder des Netzwerks sind selbstverständlich in diese Überlegungen eingebunden.

Dorothee Roos: Für uns wird die größte Herausforderung sein, ehrenamtliche und professionelle Arbeit bestmöglich zu verzahnen, sodass alle Sei-

12 Radierung „Rückkehr von der Arbeit“ von Henri Gayot, einem in Struthof inhaftierten französischen Widerstandskämpfer, mit Blick auf den Lagervorplatz und das Lagertor des KZ-Hauptlagers von der Straße aus.



ten dabei gewinnen. Für die professionelle Netzwerkarbeit müssen Projekte definiert und Fördermittel eingeworben werden. Hier kommt vor allem auf den (ehrenamtlichen!) Gedenkstättenverbund viel Arbeit zu.

Sibylle Thelen: Umfassende Projekte setzen einen langen Atem voraus. Hier, in diesem Fall, gilt es, die gemeinsamen Ziele mit Ausdauer auch über Ländergrenzen innerhalb Europas hinweg zu verfolgen – in Zeiten, in denen in manchen Mitgliedsstaaten eine Nationalgeschichte ohne Brüche beschworen wird, um sich abzugrenzen. Aus baden-württembergischer Perspektive ließe sich anfügen: Ohne zivilgesellschaftliches Engagement gäbe es keine Gedenkstättenlandschaft, wie wir sie heute im Land erleben. Dieses ehrenamtliche Engagement gilt es zu unterstützen, gerade auch bei diesem Projekt. Ein freiheitliches demokratisches Europa braucht nicht zuletzt auch aktive Bürgerinnen und Bürger.

Literatur

Peter Steinbach/Thomas Stöckle/Sibylle Thelen/Reinhold Weber (Hrsg.): *Entrichtet – verfolgt – vernichtet. NS-Geschichte und Erinnerungskultur im deutschen Südwesten*, Stuttgart 2016.

Michael Goer: *Stärkung der europäischen Identität. Das Kulturerbe-Siegel*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 45/3, 2016, S. 164–166.

Arno Huth: *Das doppelte Ende des „KL Natzweiler“ auf beiden Seiten des Rheins*. 2. Auflage, Mosbach-Neckarelz 2015.

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen in Baden-Württemberg (Hrsg.): *Das KZ Natzweiler-Struthof und seine Außenlager. Eine Handreichung zum Besuch der Gedenkstätten*. 2. aktualisierte Auflage, Stuttgart 2014.

Praktischer Hinweis

www.struthof.fr/de/empfang

www.vgkn.eu

www.gedenkstaetten-bw.de

www.kmk.org/themen/kultur/kulturerbesiegel.html

www.ec.europa.eu/programmes/creative-europe/actions/heritage-label_en

Dr. Denise Beilharz

Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg

Referat 26 – Denkmalpflege und Bauberufsrecht
Schlossplatz 4

Neues Schloss
70173 Stuttgart

Versteckt hinter Bäumen – Schloss Königsbach

Die behutsame Instandsetzung von zwei Wirtschaftsgebäuden

Der Blick über die Parkmauer von Schloss Königsbach (Königsbach-Stein, Enzkreis) oder durch das Portal seines prächtigen Torgebäudes lässt gegenüber dem Wohnhaus zwei stattliche Bauten erkennen. Die beiden Wirtschaftsgebäude fallen besonders durch ihre steilen Satteldächer, die im Inneren viel Lagerfläche auf mehreren Ebenen bieten, und ihre rote Biberschwanzdeckung auf. Sie wurden nun mit großem Engagement denkmalgerecht instand gesetzt. Dabei kamen einige überraschende Befunde zum Vorschein.



Claudia Baer-Schneider

Geschichte von Ort und Schloss Königsbach

Im weiten Tal des Kämpfelbachs befindet sich am Rand des Ortes Königsbach inmitten eines ummauerten Parks das Schloss der Familie Saint André (Abb. 1). Durch ein mit großer Wappenkartusche verziertes Torgebäude gelangt man von Norden her in den Schlosshof. Dessen Ostseite nimmt das dreiflügelige repräsentative Wohnhaus ein, ein verputzter, zweigeschossiger Bau mit Walmdächern (Abb. 2). Im Kern geht er auf die frühere befestigte und mit einem Wassergraben umgebene Burg zurück. Ihm gegenüber befindet sich der ehe-

malige Stall, die so genannte Meierei. Auf der Südseite wird der Hof von der Zehntscheuer, die auch als Kelter gedient hat, eingefasst (Abb. 3). Die gesamte Anlage ist ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung.

Eine erste Erwähnung Königsbachs findet sich in Quellen des 9. Jahrhunderts. Es gehörte damals zum Besitz des Klosters Reichenau und wurde durch die als Vögte eingesetzten Herren von Eberstein verwaltet. Im Zuge der Ebersteinschen Teilung ging im 14. Jahrhundert ein Drittel des Ortes an das Haus Baden, welches die Herren von Königsbach, ein Ebersteinsches Ministerialengeschlecht, damit belehnten. Die anderen beiden



1 Lageplan der Anlage. Rechts das Schloss, links die Meierei (senkrecht) und die Scheune (waagrecht).

2 Die dem Hof zugewandte Eingangsseite des Schlosses.



Drittel, zu denen auch die 1375 erstmals erwähnte Wasserburg gehörte, kamen an Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg und späterer Kurfürst von Brandenburg. Die Hohenzollern belehnten in der Folgezeit mit ihrem Besitz drei verschiedene Familien, darunter die Herren von Nienfern, denen damit auch die Wasserburg zufiel. Sie ließen um 1400 den dort vorhandenen kleinen Burgstadel abbrechen, um in der Nähe ein Schloss zu errichten. Ihr Anwesen, zu dem laut einer Beschreibung von 1465 verschiedene Wirtschafts-, Neben- und Wohnbauten gehörten, umgaben sie mit neuen Wassergräben. Mit deren Aushub verfüllten sie die bisherigen Gräben und ebneten den Platz ein. Vom Hauptgebäude, das sich aus zwei fast parallelen Bauten über tonnengewölbten Kellern zusammensetzte, können bei genauer Be-

trachtung des heutigen Schlosses zahlreiche Reste im Untergeschoss beobachtet werden.

Anfang des 15. Jahrhunderts übernahmen die im benachbarten Kraichgau beheimateten Herren von Venningen zwei Drittel von Königsbach als Lehen. Mitte des 16. Jahrhunderts erweiterten sie das Anwesen um das Torhaus (inschriftlich 1551 und 1586 datiert), den Stall (inschriftlich 1552 datiert) und die Scheune (inschriftlich 1565 datiert). Diese repräsentativen Gebäude haben im Gegensatz zum Wohnhaus des Schlosses und zum Großteil des Ortes Königsbach, einschließlich der Kirche, die Zerstörungen während des Dreißigjährigen Kriegs (1621/22) relativ unbeschadet überstanden und prägen so noch heute den Hof.

Nach dem Aussterben der männlichen Linie der Vennings erwarb Oberst Daniel Rollin von Saint

3 Blick auf die Scheune und die Meierei.



André, ein Offizier französischer Herkunft, der während des Dreißigjährigen Kriegs in schwedischen und hessischen Diensten stand, Mitte des 17. Jahrhunderts deren Anteil von Königsbach. Spätestens er begann mit der Reparatur der Kriegszerstörungen und der Erweiterung des Schlosses. Im Norden und Westen entstanden in ganzer Breite des Vorplatzes die beiden zweigeschossigen Flügel, der westliche in Massivbauweise, der nördliche unter Einbeziehung von Teilen der inzwischen funktionslos gewordenen Befestigungsanlagen teilweise in Fachwerk. An der Nordostecke kam als Gegenstück zu dem bereits vorhandenen Exemplar an der Nordwestecke ein zweiter Rundturm dazu.

Daniel Rollins Sohn erwarb 1668 schließlich noch das badische Drittel des Ortes, wodurch Königsbach erstmals in einer Hand war. Mit dem Fall der Reichsunmittelbarkeit mussten die Saint André 1805 zwar den Ort an den Großherzog von Baden abtreten, das Schloss blieb jedoch im Eigentum der Familie, die es weiteren Veränderungen unterzog. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Wohnhaus um die beiden Türme an der Südost- beziehungsweise Südwestecke ergänzt. Außerdem verfüllte man um 1850 den Schlossgraben vollständig, wozu der Abraum diente, der beim Bau der Eisenbahnlinie von Karlsruhe nach Pforzheim anfiel. Deren Gleise verliefen über Grund der Saint André, wofür übrigens als Ausgleich alle Züge in Königsbach anhalten mussten, wenn der Baron es wünschte.

Das Schloss blieb im Besitz der Familie, bis es nach dem Tod von Olga Marie Saint André, verheiratete von Gemmingen-Guttenberg (1916–1990), an die neu gegründete Olga-Marie-Saint-André-Stiftung überging.

Die beiden landwirtschaftlichen Gebäude

Die massiv aus Bruchsteinen errichtete, verputzte Zehntscheune/Kelter mit steilem Satteldach wird im Osten und Westen durch ihre beiden Staffelgiebel bestimmt (Abb. 4). Eine Sandsteinquadierung betont die Ecken des Bauwerks. Drei Seiten des Gebäudes weisen nur wenige und relativ kleine, meist mit einem Sandsteingewände versehene Öffnungen auf – darunter auch zwei wohl wiederverwendete Schießscharten. Dagegen befindet sich auf der dem Hof zugewandten Front das große Scheunentor (Abb. 5). Im Inneren hat sich die ursprüngliche mehrgeschossige Holzkonstruktion des 16. Jahrhunderts, wie sie typisch ist für eine Scheune, erhalten und kann noch heute ungestört erlebt werden.

Im Gegensatz zur Scheune zeigt der ehemalige Stall, die so genannte Meierei, deutlich mehr Ver-



änderungen. Auf dem massiv gemauerten Erdgeschoss wurde das Obergeschoss in Fachwerk errichtet (Abb. 6). An der dem Park zugewandten rückwärtigen Fassade lassen die wechselnden Holzkonstruktionen, die unterschiedlichen Profilierungen des Traufgesimses sowie die verschiedenen Fensterformate auf mehrere Bauabschnitte schließen (Abb. 7). Auf eine bauhistorische Unter-

4 Süd- und Ostseite der Scheune.

5 Hofseite der Scheune mit dem großen Tor.

6 Die Meierei vom Hof aus gesehen.



7 Die rückwärtige Westseite der Meierei. Im Hintergrund ist der westliche Giebel der Scheune zu erkennen.

suchung oder eine dendrochronologische Untersuchung verzichtete man jedoch zum jetzigen Zeitpunkt, da an dem Gebäude keine größeren Eingriffe vorgenommen wurden und der historische Bestand jederzeit gut erreichbar für eine nähere wissenschaftliche Beschäftigung offen liegt (Abb. 8).

An der Hofseite der Meierei befindet sich links ein Rundbogenportal mit Sandsteinrahmung, hinter dem die Stalltreppe zu den oberen Geschossen führt. Im Scheitelstein des Türgewändes ist die Inschrift „D.M.I.(?) 1552“ zu lesen. Die rechte Gebäudeseite wird durch eine überdachte Treppe verstellt, die zu der kleinen Wohnung führt, die heute im ersten Obergeschoss untergebracht ist. Dieser Vorbau ist nicht bauzeitlich, so fehlt er auf der Zeichnung der Schlossanlage von 1790 (Autenrieth) noch. Erst der jüngeren Vergangenheit entstammen die Garagentore, die das Gebäude in seinem Erscheinungsbild leider beeinträchtigen.



8 Nordgiebel der Meierei.

Im Inneren des Bauwerks beeindrucken die offenen Holzdeckenkonstruktionen mit ihren massiven Balken, die in mehreren Ebenen übereinander angeordnet sind. Dass man diese riesigen Flächen nicht nur als landwirtschaftliches Lager genutzt haben dürfte, sondern wohl auch für die Ausrichtung von Feierlichkeiten, legt ein erstaunlicher Farbbefund nahe: Im ersten Obergeschoss ist ein Muster mit Blumen in Weiß- und Gelbtönen auf die Unterseite der Balken gemalt (Abb. 12).

Aktuelle Instandsetzungsarbeiten an der Zehntscheuer

Bei der Scheune bereitete neben Reparaturen an Natursteinteilen vor allem der marode salzbelastete Putz Probleme. Seine Untersuchung ergab, dass neben Zementputzen aus jüngerer Zeit viele Flächen noch historische Kalkputze aufweisen. Letztere galt es zu erhalten und zu sichern. Sie lieferten auch das Vorbild für den neuen Mörtel, mit dem die Scheune nun verputzt wurde. Ganz traditionell bereitete der ausführende Handwerksbetrieb direkt auf der Baustelle unter Beimischung von lokalen Sanden den Kalkmörtel. Das Aufbringen des neuen Putzes erfolgte mit aller bei der Verarbeitung von Kalkmörtel erforderlichen Sorgfalt. Sonnenschutzsegel und regelmäßiges Benässen der Oberflächen garantierten ein fachgerechtes, nicht zu schnelles Abbinden des Mörtels. Dieser dampfdiffusionsoffene Putz erlaubt nun, dass die aufsteigende Feuchte aus dem Mauerwerk wieder entweichen kann. Dies ist besonders deshalb notwendig, da hinter der Scheune früher einer der erwähnten Gräben verlief, der noch heute einen verstärkten Wassereintrag verursacht.

Maßnahmen an der Meierei

Die Meierei zeigte ein wesentlich umfangreicheres Schadensbild. Die Holzkonstruktion des Gebäudes wies vor allem statische Probleme auf. Die in einem ersten Schritt durchgeführte zimmermannsmäßige Reparatur von Schäden erbrachte leider nicht wie erhofft deren Lösung (Abb. 9; 10). Eine zusätzliche statische Ertüchtigung war vonnöten. Dafür wurde in den wenigen Bereichen, in denen dies dringend erforderlich war, eine zusätzliche Stahlkonstruktion zur Unterstützung des Holztragwerks eingebracht. Nach intensiven Überlegungen und Diskussionen aller Beteiligten erwies sich dieses materialfremde Vorgehen als für den Bau am verträglichsten, da es mit den kleinsten Eingriffen und der geringsten optischen Beeinträchtigung verbunden ist.

Grundsätzlich galt es bei allen Maßnahmen, die historische Substanz, wo immer möglich, zu erhalten. So wurden beispielsweise die roten Ton-



platten, welche die Böden wie in Lagerbereichen von Scheunen auch andernorts bedeckten, sehr behutsam aufgenommen, um die darunter liegenden schadhaften Holzbalken reparieren zu können. Nach den Eingriffen wurden die Plättchen wieder sorgfältig an ihrem angestammten Platz verlegt (Abb. 11).

Am Außenbau führten größere Schadstellen und teilweise stärkere Versalzung dazu, dass der in weiten Bereichen stark zementhaltige und deshalb für das historische Gebäude ohnehin ungeeignete Putz entfernt werden musste. Unter diesen jüngeren Schichten kam an der Westseite sowie an der Nordseite Zierfachwerk zum Vorschein, das der Zimmermann handwerksmäßig instand setzte. Anschließend verputzte man nur die Gefache, nicht aber die Balken, sodass die von Anfang an auf Sichtbarkeit angelegte Konstruktion erlebbar blieb. Das Holz erhielt keinen deckenden Anstrich, sondern wurde nur zum Schutz vor der Witterung mit Leinöl eingelassen.

An der Nordfassade ließ das Fachwerkgefüge spätere Eingriffe wie vergrößerte oder zugesetzte Fenster- und Türöffnungen deutlich erkennen. Andere Spuren an Holz und Putz bestätigten das frühere Vorhandensein eines Anbaus an dieser Stelle, wie er unter anderem auf der Ansicht von Autenrieth zu sehen ist. Nach der Reparatur des Bestands entschloss man sich, auch diese Fachwerkfassade sichtbar zu belassen. Die in jüngerer Zeit eingebrochenen Öffnungen wurden wieder geschlossen und statisch nachteilige oder optisch störende Fehlstellen im Fachwerk ergänzt (vgl. Abb. 8).

Dachdeckung der Meierei

In Bezug auf die Instandsetzung der Dachhaut wurde in einem ersten Schritt mit der Denkmalpflege festgelegt, dass die historischen Hand-



strichbiber auf jeden Fall zu erhalten, sorgfältig abzudecken und anschließend, soweit es ihr Zustand erlaubt, wiederzuverwenden seien. Wie sich zeigte, reichte der Bestand schließlich für die komplette Eindeckung der zum Hof zugewandten Fläche aus. Für die Gartenseite wurde eine passende „Mischung“ von naturroten neuen Bierschwanzziegeln zusammengestellt, die ein lebendiges Bild ergeben und im Laufe der Zeit die gewünschte Patina ansetzen sollen.

Bei der näheren Betrachtung des Dachwerks stellte die Denkmalpflege, nämlich der damals zuständige Gebietsreferent und ein Fachmann aus dem Bereich Bauforschung, gleich zu Beginn fest, dass es sich nicht um eine relativ junge, sondern um eine historische Lattung handelt. Da es in der Regel auf Baustellen üblich ist, bei jeder größeren Dachreparatur die Latten zu erneuern, ist ihr Bestand aus früheren Zeiten heute nur noch in überaus geringer Zahl überliefert. Und auch die Denk-

9 *Dachstuhl der Meierei.*

10 *Meierei, erstes Dachgeschoss mit Blick auf die Treppe ins zweite.*

11 *Meierei, Raum im Dachgeschoss mit Tonplattenboden im Dachstuhl.*



12 Meierei, einfache Bemalung an den Deckenbalken.



Denkmalpflege richtet ihr Augenmerk erst seit noch nicht allzu langer Zeit verstärkt auf dieses Detail, obwohl es immer wieder äußerst lohnende Funde gibt. So wurden die Latten der Burgkapelle von Bruchsal-Obergrombach (Lkr. Karlsruhe) vor vier Jahren dendrochronologisch auf den Zeitraum um 1445 datiert. Umso erfreulicher war die Entdeckung an der Königsbacher Meierei und umso mehr Sorgfalt erforderte der Umgang damit. Die wertvolle Lattung konnte ganz im Sinne der Denkmalpflege bis auf kleinere Reparaturstellen im Traufbereich bewahrt werden – zwar nicht immer zur Freude der Dachdecker, aber mit voller Unterstützung von Bauherrin und Architekt. Ihre Funktion erfüllen die alten Holzlatte weiterhin in vollem Umfang.

Auf historischen Darstellungen der Meierei kann man auf jeder Seite des Dachs zwei übereinander liegende Reihen von zierlichen Gauben erkennen (vgl. Autenrieth 1790 sowie eine Zeichnung der Schlossanlage von 1852). Sie dienten neben der Belichtung vor allem der besseren Belüftung des Dachstuhls sowie des dortigen Lagerguts. Allerdings wurden sie zu einem unbekannten Zeitpunkt entfernt. Nun fand sich an den Balken der Dachkonstruktion in Form von Aussparungen und Zapfenlöchern ein weiterer Beleg für ihr früheres Vorhandensein. Gleichzeitig ließen sich ihre früheren Standorte und Maße daran ablesen. Dies führte zum Entschluss, sie im Zuge der aktuellen Instandsetzungsmaßnahme wiederherzustellen. Damit finden wieder mehr Luft und Licht Eingang in das historische Dach, und das Gebäude erhielt gleichzeitig sein früheres Aussehen zurück.

Ein erfreuliches Projekt

Die Instandsetzungsmaßnahmen an den beiden Gebäuden liefen in enger und einvernehmlicher Abstimmung zwischen allen Beteiligten. Mit dem Ergebnis ist nicht nur die Denkmalpflege zufrieden, sondern auch die Partner vor Ort zeigen sich erfreut. Das vorbildliche Engagement der Olga-Marie-Saint-André-Stiftung ist dabei umso höher zu werten, da beide Wirtschaftsgebäude bis auf die kleine Wohnung in der Meierei so gut wie nicht genutzt sind und auch bleiben. Die finanzielle Unterstützung durch Zuschüsse vom Bund, von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz sowie aus Denkmalpflegemitteln des Landes Baden-Württemberg war deshalb in diesem Fall besonders wichtig.

Nach Abschluss der beschriebenen Arbeiten gingen die Beteiligten vor Ort übrigens gleich an die Vorbereitung der nächsten Maßnahmen, die dem Erhalt des Kulturdenkmals „Schloss und Park Königsbach“ dienen. In diesem Fall wird es um die Instandsetzung des sehr maroden Sandsteinbrunnens im Hof und die Reparatur eines barocken Gartenpavillons gehen. Bei Letzterem sind zahlreiche Ziegel seiner Dachdeckung abgängig und müssen durch neue ersetzt werden. Die besondere Herausforderung besteht hierbei in der Beschaffung von Ersatzmaterial, denn es handelt sich nicht um Standardware, sondern um grünlich glasierte Biberschwanzziegel in Sonderformaten.

Literatur und Quellen

Wolfgang Kenter/Carmen Diehl: Untersuchungsbericht, Konservatorisch restauratorische Dokumentation über den Putzmörtel- und Fassungsbestand und deren Zustand, 2013 (Manuskript LAD, Dienstsitz Karlsruhe).

Emil Lacroix/Peter Hirschfeld/Wilhelm Paeseler: Die Kunstdenkmäler Badens IX, Amtsbezirk Pforzheim Land, Karlsruhe 1938.

Christian Friedrich Autenrieth: Zwei Federzeichnungen von Schloss Königsbach, 1790 (LAD).

Praktischer Hinweis

Adresse: St.-André-Straße 9, 75203 Königsbach-Stein, OT Königsbach (Enzkreis).

Das Anwesen ist privat, eine Besichtigung nur von außen möglich.

Dr. Claudia Baer-Schneider
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Karlsruhe

Beton und seine wachsende Rolle in der Denkmalpflege

Frühe Betonbauten in Baden-Württemberg: gestampft bis geschüttet

Betonwüste, Betonschüssel, Betonbunker – das sind wenig schmeichelhafte Worte für einen allgegenwärtigen Baustoff. Zugegeben: Beton ist nicht gerade das Material, das einem als Erstes beim Thema Denkmalpflege in den Sinn kommt. Aber das ist eine Mauer im Kopf, die es zu überwinden gilt. Beton hat das Bauen revolutioniert, ob das gefällt oder nicht. Selbstverdichtender Beton oder auch Faserbeton hat in jüngerer Zeit Formen und Konstruktionen entstehen lassen, die früher undenkbar waren. Es lohnt sich, tiefer in die Geschichte des Baustoffs zu gehen. Gerade in Baden-Württemberg finden sich bedeutende frühe Spuren der Verwendung von Beton. Darunter sind auch Gebäude, deren Erhaltung nicht nur lohnenswert, sondern dringend geboten ist, um die Entwicklung des Betonbaus zu dokumentieren. Dieser erste Teilbeitrag widmet sich der Zeit bis 1900.

Geraldine Buchenau

Bereits 1872 ließ sich der Textilindustrielle Oscar Merkel aus Esslingen am Neckar vom Stuttgarter Architekten Emil Otto Tafel eine Villa aus Beton errichten (Abb. 1). In Deutschland ist sie das erste bautechnisch experimentelle Beispiel für ein vornehmes Wohnhaus aus Stampfbeton und besitzt schon deshalb hohe denkmalfachliche Bedeutung.

Für die Entwicklung des Betonbaus in Baden-Württemberg war die Entstehung örtlicher Zementwerke Voraussetzung. Bereits 1838 hatte Gustav Leube mit zwei seiner Brüder in Ulm die erste Zementfabrik Deutschlands zur Herstellung von so genanntem Romanzement gegründet. Das anfängliche Misstrauen der Bauleute gegenüber dem neuen Bindemittel Zement nahm nach und nach ab. Die Sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts gelten als Pionierjahre der Zementindustrie in Württemberg. Schon damals entstanden Häuser komplett aus Beton. In Anlehnung an die Lehmbauweise wurde der Beton damals noch in Formen gestampft. Die „Stampfbetonbauweise“ war bis Ende des 19. Jahrhunderts die vorherrschende Betontechnik.

Zement vom Apotheker von der Alb

Auslöser für die Entwicklung einer Zementindustrie im Alb-Donau-Kreis war die wissenschaftliche Arbeit des Ulmer Apothekers Gustav Ernst Leube

(Abb. 2). Nach umfangreichen chemischen Untersuchungen und Begutachtungen der lokalen Rohstoffe erlangte er mit seiner „Geognostischen Beschreibung der Umgebung von Ulm“ 1839 den Doktortitel der Universität Tübingen. Dass die reichen Kalksteinvorkommen im Alb-Donau-Kreis geradezu ideal für die Zementherstellung waren, bekamen auch rasch findige Unternehmer mit. Zahllose Klein- und Kleinstbetriebe versuchten ihr Glück mit dem grauen Pulver.



1 Bau der Villa Merkel 1872/73 in Esslingen.





2 Gustav Leube
(1808–1881).

In Württemberg begann die Industrialisierung vergleichsweise spät. Erst 1850 war die Bahnverbindung zwischen Stuttgart und Ulm geschaffen worden. Mit dem Großprojekt Eisenbahnbau kam auch die Zementindustrie in Fahrt. Der Verkehrswegebau war der bedeutendste Abnehmer von Romanzement. Ein namhaftes Beispiel ist der 1846 fertiggestellte Rosensteintunnel zwischen Stuttgart und Cannstatt, bei dem der "Leubecement" verwendet wurde (Abb. 3).

Zur Herstellung des Romanzements wurden die Brennöfen anfänglich noch mit Holz und Torf beheizt. Höhere Brenntemperaturen konnten mit Steinkohle erreicht werden, die sich durch die Eisenbahn nun kostengünstig heranschaffen ließ. Damit waren die technischen Voraussetzungen zur Herstellung hochwertiger Portlandzemente gegeben. Deutschlandweit gilt zwar der Chemiker Hermann Bleibtreu als Begründer des ersten Portlandzementwerks in Züllchow bei Stettin im Jahr 1855. Gustav Leube war jedoch der Erste in Baden-Württemberg. Er hatte bei Allmendingen sonst seltene Kalkmergel-schichten entdeckt, die für Portlandzement geeignete Zusammensetzung besaßen. 1864 gelang es ihm durch Sintern dieses Gesteinsmehls, Portlandzement herzustellen, gefolgt von der Stuttgarter Cementfabrik im Jahr 1874, von Johann Philipp Schifferdecker mit seinem Portland-Cement-Werk Heidelberg im Jahr 1875 und 1881 von der Cementfabrik E. Schwenk, Ulm (Abb. 4). Eine weitere Portlandzementfabrik entstand in Blaubeuren 1887 durch die Brüder Spohn. Die Firma Gebr. Leube KG blieb mindestens bis 1874 das bedeutendes Werk im Land, konnte im Alb-Donau-Kreis jedoch nur bis 1883 bestehen. 1900 war dann die Portland-Cementfabrik der Gebrüder Spohn die größte Zementfabrik der Region, fusionierte mit süddeutschen Zementwerken und wurde 1938 von Portland-Cement-Werke Heidelberg übernommen – heute Heidelberger Zement AG. Einzig die Firma Schwenk ist im Alb-Donau-Kreis übrig geblieben und besteht heute weiterhin erfolgreich in der fünften Generation.

Ein langer Weg bis zum künstlichen Zement

Der Romanzement, wie er Mitte des 19. Jahrhunderts und noch bis zum Ersten Weltkrieg in Deutschland hergestellt wurde, geht ursprünglich auf den englischen Bauingenieur John Smeaton zurück. Auf der Suche nach einem wasserbeständigen Mörtel begann er bereits 1755 wissenschaftliche Versuche mit gebrannten Kalken und Tonen und konnte feststellen, dass für einen hydraulischen Kalk ein bestimmter Anteil an Ton notwendig ist. Namensgeber war der Engländer James Parker, der sich 1796 die Herstellung des hydraulischen Kalks in Anlehnung an das römische Vorbild auf den Namen „Romancement“ patentieren ließ.

Aus natürlichen Kalkgestein-Ton-Gemengen, dem so genannten Kalkmergel, ergibt sich im Gegensatz zu reinem Kalk – dem Weißkalk, der nur an der Luft erhärtet –, ein Bindemittel, das durch die Reaktion mit Wasser rasch erhärtet und gegen Wasser beständig ist. Genau genommen ist Romanzement kein Zement, sondern ein Kalk, der – im Unterschied zum Weißkalk –, wegen seiner Verunreinigungen als Schwarzkalk oder auch als Romankalk besser bezeichnet ist.

Erst wenn man das Kalk-Ton-Mehlgemisch über 1400 °C brennt, erhält man Zement. Bei dieser hohen Brenntemperatur kommt es zur Sinterung, das heißt, die Bestandteile des Rohmehls verbinden sich unterhalb ihrer Schmelztemperatur. Bei der Verbindung des gebrannten Kalks mit dem Siliziumdioxid des Tons entstehen die charakteristischen Zementmineralien Alit und Belit. Die Mineralien verleihen ihm längere Verarbeitbarkeit sowie hohe Festig- und Beständigkeit.

Der Übergang vom Schwarzkalk zum Zement war damals fließend. Auch als die erforderliche Brenntemperatur technisch erreicht werden konnte, hingen die Eigenschaften des Endprodukts von den Erfahrungen des Zementwerks ab. Vor allem aber war das Endprodukt abhängig von der Zusammen-



3 Rosensteintunnel um 1850, Lithografie.



4 Postkarte von Allmendingen mit den beiden Zementwerken von Schwenk (links) und des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts (rechts), etwa 1900.

setzung des Gesteins, wie es in den Steinbrüchen der Firmen vorkam (Abb. 5).

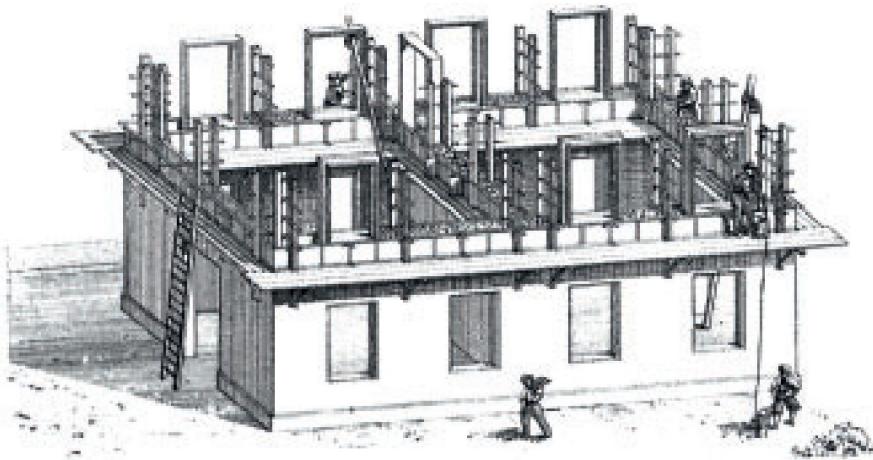
Das Patent für einen künstlich hergestellten „Portland-Cement“ ließ sich der Maurer Joseph Aspdin aus England bereits 1824 eintragen. Er beschrieb darin ein Verfahren zur Herstellung eines künstlichen hydraulischen Bindemittels, das er nach dem damals begehrten hellen Kalkstein der südenglischen Halbinsel Portland benannte. Erst deutlich später wurde der Einfluss des Sinters durch den Chemiker Isaac Charles Johnson erkannt: Er hatte 1844 bei seinen Schmelzversuchen einen steinartigen Zementklinker erhalten, der fein gemahlen einen Zement mit ausgezeichneter Festigkeit ergab. Damit waren die Voraussetzungen für die Herstellung von künstlichem Portlandzement geklärt. In Baden-Württemberg war noch lange Zeit der natürliche Romanzement marktbeherrschend. Neben einer Reihe von Verkehrswege- und Wasserbauten bildete Romanzement im Hochbau das Bindemittel für Fundamente und Keller, für Kunststeine und für Zement- beziehungsweise Betonwaren sowie für Putzmörtel. Zum Mauern verwendete man den Zement als Fugen- und Setzmörtel. Bestes Beispiel ist die Bundesfestung Ulm, bei deren Bau von 1842 bis 1859 Gustav Leubes Zement im großen Stil zum Einsatz kam. An den Bauphasen der Festung lässt sich die Entwicklung des Zements ablesen. Im Unterschied zum Romanzement enthält Portlandzement das Klinkermineral Alit, das ein Beweis für eine ausreichend hohe Brenntemperatur ist. Erst 1860 begann sich der höherwertige Portlandzement durchzusetzen. Letztlich untermauert die wissenschaftliche Arbeit des Chemikers Wilhelm

Michaelis die Grundlagen für die Herstellung von Portlandzement. In seiner 1868 in Berlin erschienenen Dissertation machte er als Erster genaue Angaben über die günstigste Zusammensetzung des Rohstoffgemisches für einen künstlich erzeugten Portlandzement. Auf Grundlage seiner Thesen wurde 1878 die erste Zement-Norm erlassen und für öffentliche Bauten vorgeschrieben.

Der Weg vom ersten hydraulischen Kalk in England zum ersten Portlandzement in Württemberg vollzog sich nahezu über ein Jahrhundert. Parallel dazu wurden Möglichkeiten gesehen, mit dem neuen Bindemittel monolithische Bauwerke aus ei-



5 Steinbruch eines ehemaligen Blaubeurener Zementwerks im Stadtteil Gerhausen.



6 Zeichnung eines im Bau befindlichen Betonhauses des Architekten Bernhard Liebold um 1890.

ner Mörtelmasse zu erstellen, die die groben Ge steinskörnungen verkittete – entsprechend dem römischen Beton.

Beton gestampft bis geschüttet

Eine exakte Trennung zwischen den Begriffen Zement, Mörtel und Beton war in Deutschland lange Zeit nicht gegeben. Zu vielfältig und vielsprachig waren die Einflüsse. Begriffe wie Cementbeton, Kalkbeton, Cement-Kiesbeton, ebenso Schwarzkalk-Kiesbeton, Grobmörtel, Konkret, Mörtelkonstruktion und andere tauchten auf und sorgten damals wie heute für Verwirrung. Fälschlicherweise wurde der Beton dieser Zeit auch als Gussbeton bezeichnet. Vergleichsweise feststehend ist der Begriff Stampfbeton, der auf die Herstellungsweise Bezug nimmt.

Bei der Stampfbetonbauweise wurden die Wände mithilfe hölzerner oder eiserner Formkästen in Schichtlagen betoniert (Abb. 6). Dazu wurde die erdfeuchte Masse zu einer etwa 15 bis 20 cm hohen Schicht in die Formen geschüttet und mit Stampfern (Stöbern) händisch verdichtet, bis sich an der Oberfläche Wasser zeigte.

Das Mengenverhältnis der Bestandteile eines Betons richtet sich nach den Anforderungen an Festigkeit, Dichtigkeit und Verarbeitbarkeit. Die groben Bestandteile setzen sich aus einer in „geeigneter Verteilung bestehenden Kies- oder Steinschlagmischung von Haselnuss- bis Hühnerei-Größe“ zusammen, so die damalige bildhafte Beschreibung. Das Korngerüst der groben Steine sollte nach der Verarbeitung im Idealfall vollständig mit Mörtel ausgekleidet sein, um den Kies oder Splitt zu verkitten. Mit zunehmendem Mörtelanteil wurde Beton durch den damit verbundenen höheren Zementgehalt unwirtschaftlich. Da man glaubte, dass man bei Hochbauten auf die Dichtigkeit des Betongefüges verzichten kann, weil diese durch einen Putzüberzug erreicht werden könnte, wurde die Mörtelmenge bei den Rezepturen gelegentlich stark reduziert, mit dem Ergeb-

nis, dass manche Betone aus dieser Zeit einem heutigen Einkornbeton ähnlich sehen können. Einkornbeton besteht jedoch im Unterschied zu gewöhnlichem Beton aus einheitlich großen Kieskörnern, also aus einer einzigen Kornfraktion.

Aus erdfeuchter Betonmasse wurden schon damals Gewölbe über Einschalungen schichtlagig hergestellt. Erst bei großen Räumen musste die Spannweite durch Eisenträger vermindert werden, in einer Bauweise entsprechend der zeitgenössischen Steinkappendecken. Für etwas reicher auszustattende Gebäude hat man in der Regel Gesimse und Umrahmungen der Fenster und Türen sowie Bauornamente aus Zementkunststeinen gebildet beziehungsweise Betonwerksteinen, wie man sie heute bezeichnet.

Erste Stampfbetonhäuser in Süddeutschland

In Deutschland entstanden die ersten Stampfbetonhäuser im Süden. Zu den ältesten erwähnten Häusern aus Beton gehört das Bahnwärterhaus in Gerhausen bei Blaubeuren, welches die Gebrüder Leube 1868 aus Roman- und Portlandzement erstellten. Gustav Leube wollte mit seiner Bautätigkeit die Brauchbarkeit des Zements für den Hochbau nachweisen. So beteiligte er sich mit seinem Romanzement im selben Jahr auch an einem Gas haus in Altbach bei Esslingen, das zur ehemaligen Papierfabrik Müller-Kuster gehörte, die heute nicht mehr existiert.

Der damalige Stuttgarter Oberbaurat Joseph Schlierholz half, den Beton für Bauten im württembergischen Oberschwaben anzupreisen, wo zu seiner Zeit der Bedarf an Hochbauten entlang der neu erschlossenen Eisenbahnlinien groß war. Mit Überzeugungskraft räumte er die Bedenken aus und hob auf die Vorteile der Betonbauweise ab, so dass er 1867 vom Ministerium den Beschluss erhielt, zunächst drei Probehäuser an der Bahn zwischen Ulm und Blaubeuren auszuführen. Eines

7 Bahnwärterhaus in Blaubeuren – das wohl älteste erhaltene Betonhaus Deutschlands.



der drei Häuser steht bis heute in Blaubeuren-Weiler (Abb. 7).

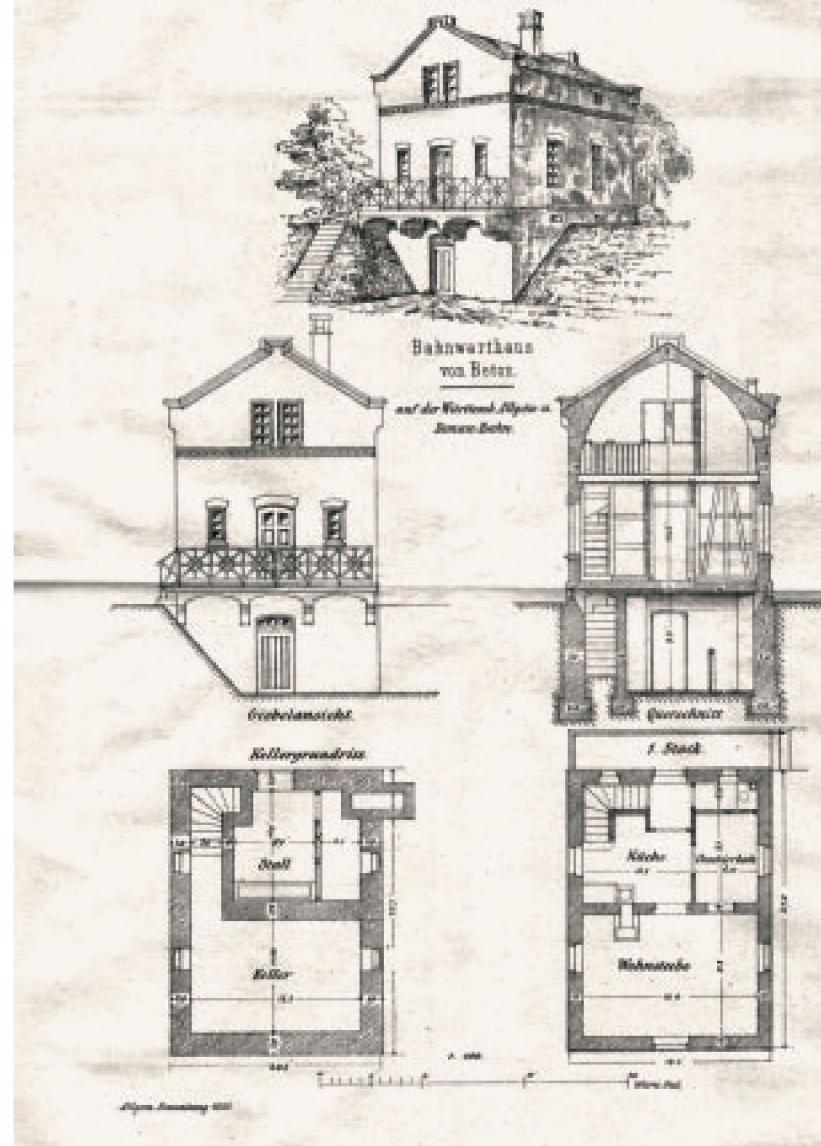
Während nur wenige Jahre später der Berliner Bauleiter Albrecht Türrschmidt nahe Berlin die Arbeitersiedlung „Colonie Victoriastadt“ mit rund 60 Wohnhäusern aus Beton entwarf und 1872 deren serienmäßige Fertigung begleitete, war es Schlierholz' Anliegen, unterschiedliche Materialzusammensetzungen an baugleichen Wärterhäusern von der Gründung bis in die Dachspitze zu erproben (Abb. 8). Den großmaßstäblichen Versuchen entlang der „Württembergischen Allgäu- und Donau-Bahn“ gingen Materialuntersuchungen hinsichtlich Wirtschaftlichkeit und Festigkeit voran. Um die aus Romanzement bestehenden spitzbogigen Tonnengewölbe wie auch die Betonaußenwände vor Witterung zu schützen, ließ er sie mit Portlandzementputz überziehen.

Aufgrund seiner gesammelten Erfahrungen mit der Betonbauweise hat Schlierholz die seiner Meinung nach nützliche und bewährte Bauart besonders in steinarmen, dagegen sand- und kiesreichen Gegenden über sein Bahnprojekt hinaus für weitere Bahnwärterhäuser und Stationsgebäude in den verschiedenen Gegenden Oberschwabens angeordnet. Auch der „Beton-Wohnhausbau“ soll sich nach seinem Bericht bereits 1870 weit verbreitet haben. Es scheint demnach durchaus möglich, auf das ein oder andere Gebäude in Oberschwaben zu stoßen, unter dessen Putz sich ein unbewehrter Stampfbeton verbirgt.

Schwäbische Textilindustrielle investieren in Zement

Julius Spohn, der Gründer der Portland-Cementfabrik Gebrüder Spohn, war ein Sprössling der Ravensburger Textilindustrie. Die Goldgräberstimung in Blaubeuren hatte ihn gelockt, in die Zementherstellung zu investieren. Julius und Georg Spohn gehörten selbst zu ihren besten Kunden, als 1875 die ersten Zementchargen nach Ravensburg zur Erweiterung der eigenen Spinnerei gingen. Im Jahre 1877 ließ sich Julius Spohn dann in Ravensburg eine Villa mit Romanzement erbauen (Abb. 9). Dem Geschmack der Gründerzeit entsprechend wurde sie im Stil der Neorenaissance gestaltet.

Das so genannte Spohnsche Schlössle ist jedoch nicht das erste Wohnhaus aus Zement. Die Villa Merkel in Esslingen gilt, wie oben beschrieben, als das erste vornehme Wohnhaus Deutschlands, das komplett mit Zement erbaut wurde. Oscar Merkel ließ die Villa im Stil der Neorenaissance vor den Toren Esslingens in Nachbarschaft zu seiner erfolgreichen Wollspinnerei Merkel & Kienlin aus Beton bauen (Abb. 11). Die aufgehenden Wände wurden mit Stampfbeton errichtet, mit Zementmörtel



verputzt, und Betonwerksteine zieren das Wohnhaus. Oscar Merkels fortschrittlicher Geist und seine Kontakte zu Zementherstellern reizten ihn, das neue Baumaterial zu erproben. Im Jahre 1903 war er auch an der Gründung einer Portlandzementfabrik in Blaubeuren beteiligt.

Untersuchungen der Zementmatrix des Kernbetons der Villa Merkel zeigen, dass nur Karbonate als Bindemittel vorliegen und keine Calciumsilikat-hydrat-Phasen, wie sie für Beton aus Portlandzement charakteristisch sind. Die hier abgebildete Bruchfläche einer abgeplatzten Säulenpodestecke der Villa Merkel belegt einen sehr groben Kernbeton (Abb. 10). Das Betongefüge ist von bräunlicher Farbe und weist eine hohe Porosität auf, wie es für Romanzement typisch ist. Der Entwicklung der Zementindustrie in Baden-Württemberg entsprechend wurden beide Villen, die Spohnsche wie die Merkelsche, aus Romanzement erbaut.

Etablierung des Stampfbetonverfahrens

Anfang der 1870er Jahre erschwerte die unstetige Portlandzementqualität die Verbreitung des Betonbaus. Erst mit der Normung des Portlandze-

8 Bauzeichnung zu den Wärterhäusern an der Württembergischen Eisenbahnstrecke Ulm–Sigmaringen von 1870.

Glossar

Beton

Das Wort stammt vom gleichbedeutenden frz. Wort „béton“ ab. Heute Bezeichnung für einen künstlich hergestellten Stein aus mindestens drei Ausgangsstoffen: Zement, Wasser und Zuschlag. Die Engländer benannten das Gemisch „concrete“, was wiederum auf das lat. Wort „concretum“ zurückgeht.



9a und 9b Villa Spohn,
erbaut 1877 in Ravensburg.

Portlandzement

Hydraulisches Bindemittel, das sich durch charakteristische Verbindungen zwischen gebranntem Kalk und dem Siliziumdioxid des Tons vom Romanzement unterscheidet. Sie verleihen ihm längere Verarbeitbarkeit sowie deutlich höhere Festig- und Beständigkeit. Namensgeber war Joseph Aspdin.

ments 1887 stiegen das Vertrauen und damit die Nachfrage nach dem jungen Bindemittel wieder an. Man erkannte jedoch auch, dass die wesentliche Voraussetzung für gute Betonbauten, abgesehen von der Wahl der Ausgangsmaterialen, in der sachgemäßen Verarbeitung des Betons besteht. Durch seine Herstellung bedingt, weist der Stampfbeton im Bereich der Arbeitsfugen eine bereichsweise starke Haufwerksporigkeit (grobe Poren zwischen den Zuschlägen) auf. Im Hochbau machte die Verwendung des Betons dadurch anfangs nur geringe Fortschritte. Daneben waren die nicht unberechtigten Befürchtungen, Betonwände könnten nässen oder schwitzen und ihre Wärmeleitfähigkeit wäre zu groß, hinderlich für seine Verbreitung im Wohnungsbau. Auch wirtschaftlich war der Anreiz anfangs nicht sonderlich groß. Der Verband der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine stellte im Jahr 1881 fest, dass im Vereinsgebiet bis dahin erst 17 Wohn- und zwei Stall- und Werkstattgebäude aus Zement bekannt waren. Stampfbeton war vorwiegend für den Wasser-, den Verkehrswege- und den Behälterbau eingesetzt worden – zahlreiche Stampfbetonbrücken sind Zeugnis. Die älteste erhaltene Brücke in Deutschland ist eine Fußgängerbrücke in Bad Wildbad, die 1882 zur besseren Erschließung der damaligen Trinkhalle über der Enz errichtet wurde. Mit dem Ziel, die Betoneigenschaften zu verbes-



sern, verfasste die Firma Dyckerhoff & Widmann nach eigenen Entwicklungsarbeiten 1888 eine für Deutschland richtungsweisende Broschüre mit dem Titel „Über Betonbauten insbesondere Ausführungen in Stampfbeton“. Eugen Dyckerhoff hielt es für wichtig, den Stampfbeton im Hinblick auf einen einheitlichen Qualitätsstandard klar zu definieren. Seine Erfahrungen im Umgang mit Beton gehen auf die gemeinsame Zementwaren- und Kunststeinherstellung mit Heinrich Lang in Karlsruhe zurück.

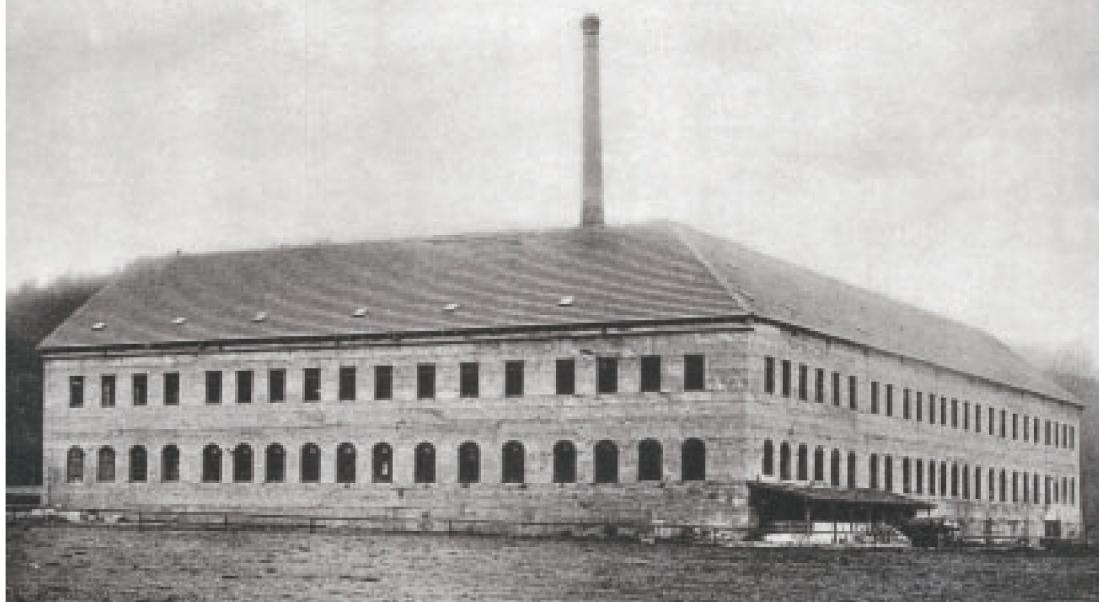
Ein zu den frühen Stampfbetonbauten zählendes Industriegebäude Baden-Württembergs ist die ehemalige Lederfabrik Karl Ernst in Marbach gewesen, die 1897 am Neckar errichtet und leider 2014 abgerissen wurde (Abb. 12). Das Gebäude bestand ausschließlich aus Beton und wurde einige Jahre später in der Schrift zur großen Industrie- und Gewerbeausstellung von 1902 in Düsseldorf als Beispiel für Betonbauten abgebildet, vermutlich auch wegen seiner Betonsichtigkeit. Deutlich zeichnen sich die durch die Herstellungsweise entstandenen horizontalen Arbeitsfugen an den Betonwänden ab. Auf der besagten Ausstellung berichtete der Deutsche Beton-Verein über den exponentiell starken Anstieg des Zementverbrauchs seit 1880 und dass mittlerweile der weitaus größte Teil des in Deutschland produzierten Portlandzements für Hochbauten verwendet würde.



10 Säulenpodest im Gurtgesims an der Süd-fassade der Villa Merkel.



11 Villa Merkel im heuti-gen Zustand – erbaut 1872 in Esslingen.



12 Ehemalige Lederfabrik Karl Ernst in Marbach am Neckar von 1897.

Romanzement

Hydraulisches Bindemittel, das durch die Reaktion mit Wasser rasch erhärtet und gegen Wasser beständig ist. Er wird aus natürlich vorkommendem Kalkmergel hergestellt, weshalb er zur Abgrenzung vom Portlandzement auch als Naturzement bezeichnet wird.

Sintern

Bei der Zementherstellung wird das Rohmehl bei über 1400 °C gebrannt. Bei derart hohen Temperaturen kommt es zum Sintern, das heißt, die Bestandteile des Brennguts verbinden sich durch Teilchendiffusion zu künstlichen Mineralien, die dem Zement seine hydraulischen Eigenschaften verleihen.

Zement

Seit dem Mittelalter verstand man unter „cement“ allein die hydraulischen Zsätze, Ziegelmehl oder gemahlene Tuffstein. Der Begriff wurde vom römischen Beton, dem „opus caementitium“, abgeleitet. 1796 kam es zum Begriffswandel, als sich James Parker sein wasserbeständiges Bindemittel als „Romancement“ patentieren ließ. So bezeichnet der Begriff Zement heute ein hydraulisches Bindemittel für Mörtel und Beton.

Zuschlag

Der Zuschlag des Betons setzt sich aus Sand und groben Steinen zusammen. Ein Mörtel enthält nach heutiger Definition dagegen als Zuschlag nur Sand bzw. Gesteinskörnungen mit höchstens 4 mm Größtkorn. Die größeren Zuschläge (über 4 mm) im Beton können Kiesel- oder gebrochene Steine sein.

1908 gab der Deutsche Beton-Verein dann die „Allgemeinen Bestimmungen für die Vorbereitung, Ausführung und Prüfung von Bauten aus Stampfbeton“ heraus. Bis auf die erdfeuchte Konsistenz des Frischbetons und seine Verarbeitungsweise wurden darin jedoch noch keine Anforderungen an den Beton und seine Ausgangsstoffe geregelt. Das Mischungsverhältnis wurde den ausführenden Unternehmen überlassen. Erreicht werden konnten Betone mit einer Festigkeit von in der Regel um die 5 bis 10 N/mm², die der heutigen Festigkeitsklasse B5 bis B10 beziehungsweise C8/10 entsprechen.

Trotz Eugen Dyckerhoffs warnender Äußerung in einem Protokoll des Vereins Deutscher Portlandzement-Fabrikanten von 1891: „... wenn Sie ruhig schlafen wollen, lassen Sie das Eisen aus dem Cement heraus“ hat sich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts der Eisenbetonbau durchgesetzt. Erdfeuchter Beton ließ sich jedoch zwischen den Eiseneinlagen, der so genannten Bewehrung, nur schlecht stampfen. Die Veränderungen der Betonbauweise durch die Entwicklung des bewehrten Betons behandelt ein in Kürze folgender Beitrag.

Fazit

Noch kennen wir nicht den gesamten Bestand an frühen Betonbauten und erst langsam wird die innovative Bedeutung Baden-Württembergs für die Entwicklung des Betonbaus erkannt. Eine systematische Beschäftigung zu ihrer Verbreitung, ihrem Bestand und den Möglichkeiten ihres Erhalts ist dringend geboten, bevor noch mehr dieser Bauten verloren gehen und damit auch ein wichtiger Teil der Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs.

Literatur

Thomas Köberle: Württemberg – ein frühes Zentrum europäischer Romanzement-Produktion. Über ein

außergewöhnlich vielseitiges Bindemittel, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 41/4, 2012, S. 237–241.

Johannes Weber/Nina Gadermayr: Materialwissenschaftliche Charakterisierung von Romanzementen des 19. Jahrhunderts, in: Naturwissenschaft & Denkmalpflege, hg. v. Anja Diekamp, Innsbruck 2007, S. 157–165.

Untersuchungsbericht der MPA Stuttgart: Materialtechnische Untersuchungen der Schadensbilder an der Außenfassade der Villa Merkel/Esslingen und Entwicklung eines Sanierungskonzeptes, 2005 (unveröffentlicht).

Deutsche Portland-Cement- und Beton-Industrie auf der Düsseldorfer Ausstellung 1902, hg. v. Verein Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten und Deutscher Beton-Verein, Berlin 1902.

Josef Durm: Handbuch der Architektur, 3. Teil, Band 2, Heft 1: Wände und Wandöffnungen. 2. Auflage, Stuttgart 1900.

Eugen Dyckerhoff: Über Betonbauten. Deutsche Bauzeitung, Jahrgang XXII, 1888, Heft 40, S. 242, 243.

Josef Schlierholz: Ueber Béton-Verwendung zu Hochbauzwecken, hauptsächlich zu ganzen Gebäuden. Allgemeine Bauzeitung, 35. Jahrgang 1870, S. 260–265.

Praktischer Hinweis

Villa Merkel – Galerien der Stadt Esslingen a.N.
Pulverwiesen 25
73726 Esslingen a.N.
Di 11–20 Uhr/Mi–So 11–18 Uhr
Informationen zu Veranstaltungen und Ausstellungen unter www.villa-merkel.de

Dr.-Ing. Geraldine Buchenau
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen



Langhäuser und Keltengold am Albtrauf

Rettungsgrabungen im zukünftigen Gewerbegebiet am „Hegelesberg“ bei Kirchheim unter Teck

Im Vorfeld der Erschließung eines über 8 ha großen Gewerbegebiets südwestlich der Stadt Kirchheim unter Teck wurden in den Jahren 2014 und 2015 großflächige Ausgrabungen im Bereich einer Siedlung der frühen Jungsteinzeit durchgeführt. Dabei kamen standardmäßig erstmals neue Dokumentations-techniken mithilfe einer Fotodrohne zum Einsatz, die es ermöglichen, in kurzer Zeit große Flächen aus der Luft hochpräzise zu vermessen. Neben den Siedlungsspuren aus dem 6. Jahrtausend v. Chr. in Form von mehreren Langhäusern konnten am Fundplatz auch Bestattungen und Siedlungsreste der vorrömischen Eisenzeit nachgewiesen werden. Das Grab einer reich mit Goldschmuck ausgestatteten Frau der ausgehenden Hallstattzeit darf als kleine Sensation bezeichnet werden, die ein neues Licht auf die Siedlungskammer im Umfeld von Teck und Limburg wirft.

Jörg Bofinger/Nicole Ebinger-Rist/Margarete Eska/Marcel C. Hagner/Przemyslaw Sikora/Christoph Steffen

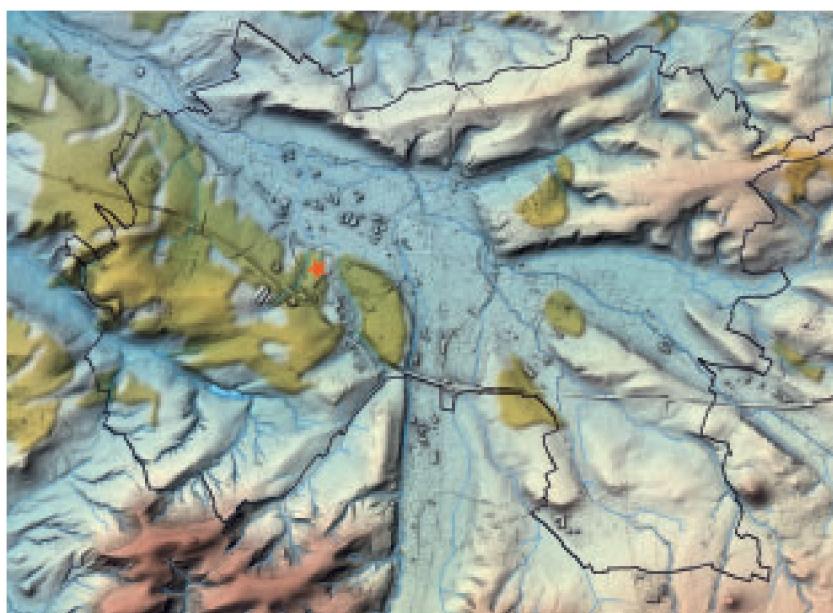
1 Reliefkarte der Landschaft um Kirchheim unter Teck mit Eintrag der Lössflächen oberhalb des Stadtgebiets und Lage der jungsteinzeitlichen Siedlung am „Hegelesberg“.

Die Gegend um Kirchheim unter Teck im unmittelbaren Vorland der Schwäbischen Alb ist nicht nur von zahlreichen markanten Naturerscheinungen geprägt, sondern auch in archäologischer Hinsicht eine ausgesprochen mannigfaltige und reiche Siedlungslandschaft, die Spuren menschlicher Besiedlung seit der Altsteinzeit aufweist. Die fruchtbaren Lösslehmböden auf den Randhöhen oberhalb des Stadtgebiets bis nach Dettingen und Kirchheim-Ötlingen in Verbindung mit zahlreichen

kleineren Fließgewässern boten ideale Voraussetzung für vorgeschichtliche Siedler (Abb. 1). Entsprechend findet sich auch eine ganze Reihe von jungsteinzeitlichen Siedlungsstellen des 6. und 5. Jahrtausends v. Chr. entlang des Höhenrückens, dem auch die Autobahn A8 zwischen Wendlingen und Kirchheim folgt.

Eine bekannte Siedlungsstelle unbekannter Dimension

Einer dieser Siedlungsplätze ist am „Hegelesberg“ aufgrund von Aufsammlungen, denen eine kleinere Sondagegrabung durch den Kirchheimer Lehrer und Altertumsforscher Otto Lau Mitte der 1930er Jahre folgte, bekannt geworden. Scherben und Steinbeile deuteten auf eine Ansiedlung der ersten bäuerlichen Kultur in Süddeutschland hin, der so genannten Linearbandkeramik der frühen Jungsteinzeit. Auch einzelne Funde aus keltischer Zeit werden in den ersten Fundnotizen erwähnt. Als die Stadt Kirchheim in diesem Bereich plante, ein insgesamt 8 ha großes Gewerbegebiet anzulegen, wurde schnell klar, dass den Erschließungs- und Baumaßnahmen Ausgrabungen vorangehen mussten. Da die archäologische Denkmalpflege rechtzeitig in die Planungen einbezogen wurde und schon frühzeitig in Abstimmungsgesprächen das weitere Vorgehen festgelegt werden konnte,

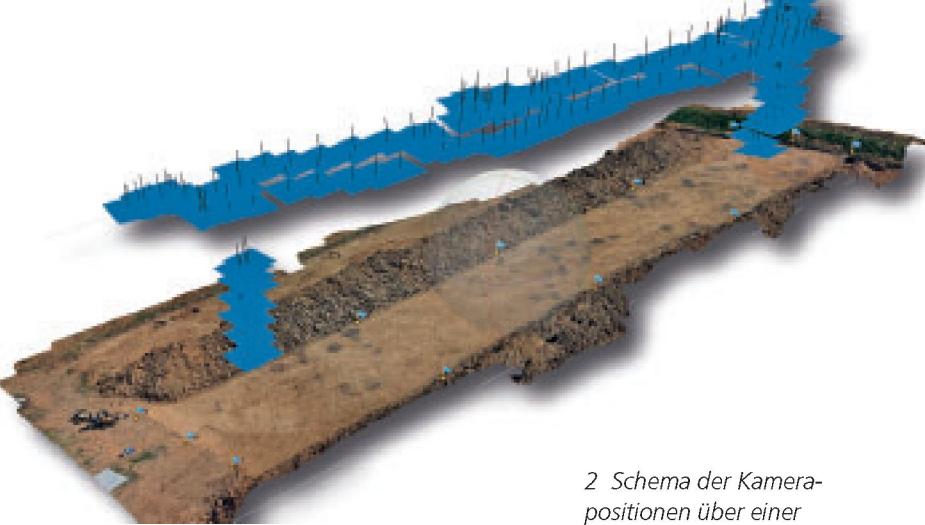


war es möglich, bereits im November 2013 durch das mobile Prospektionsteam des Landesamts für Denkmalpflege die gesamte überplante Fläche mit systematischen Suchschnitten zu sondieren. Ziel war es, die Ausdehnung der prähistorischen Siedlungsreste einzugrenzen und damit die präventiven Ausgrabungen besser planen zu können (Abb. 3). Auf der Basis von insgesamt 18 Bagger-schnitten ließ sich auf einer Fläche von rund 2,5 ha das Areal des jungsteinzeitlichen Dorfes umreißen und gleichzeitig Einblick in die Erhaltung der Siedlungsbefunde gewinnen: Nach Norden hin dünnen die archäologischen Hinterlassenschaften deutlich aus, während im Südosten des Erschließungsgebiets dichte Befundstrukturen einen Siedlungskern erkennen ließen. Schon Ende der 1980er Jahre waren in diesem Bereich bei der Anlage eines Radwegs parallel zur Nürtinger Straße Teile von typischen Hausgrundrissen der Linearbandkeramik erfasst und dokumentiert worden. Im Sommer 2014 begannen die flächigen Ausgrabungen des Siedlungsareals und bis September 2015 konnten die Geländearbeiten vereinbarungsgemäß abgeschlossen und das komplette Areal für die Baumaßnahmen freigegeben werden. Dabei wurden insgesamt zahlreiche Befunde aus der Jungsteinzeit und der keltischen Epoche aufgenommen und ein umfangreiches Fundensemble geborgen.

Die Stadt Kirchheim unter Teck kam für wesentliche Anteile der Grabungskosten auf und unterstützte das Ausgrabungsprojekt während seines gesamten Verlaufs in vielfältiger Weise.

Mit neuer Technik der Vergangenheit auf der Spur

Um eine möglichst effiziente und schnelle Dokumentation der Grabungsflächen gewährleisten zu können, wurde bei der Ausgrabung von Anfang an auf eine neue Methode der Flächenaufnahme aus der Luft gesetzt. Mithilfe eines eigens für die Aufnahme von Ausgrabungsflächen angepassten Multirotorsystems, also einer so genannten Fotodrohne, war es möglich, anstelle der bislang üblichen zeitaufwendigen tachymetrischen Aufmessung große Flächen in kurzer Zeit hochgenau zu vermessen. Bei diesem System handelt es sich um einen kleineren Quadrokopter, das heißt ein von vier Propellern angetriebenes ferngesteuertes Fluggerät, das mit einer hochauflösenden digitalen Fotokamera ausgestattet wurde. Wichtige Voraussetzung für einen sicheren und präzisen Flug ist das in den Quadrokopter eingebaute GPS-Modul, mit dessen Unterstützung stabile Flugeigenschaften und exakte Positionierung in der Luft garantiert werden. Weiterhin erlaubt eine Funkleinheit zur Live-Übertragung der Bilddaten auf einen Mo-

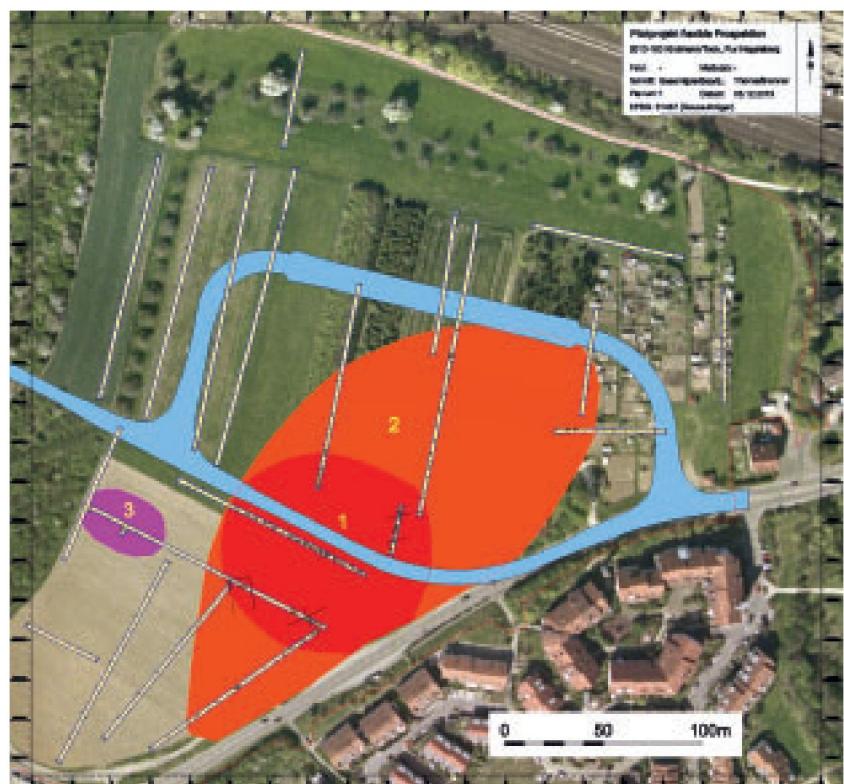


2 Schema der Kamera-positionen über einer Grabungsfläche in Kirchheim unter Teck.

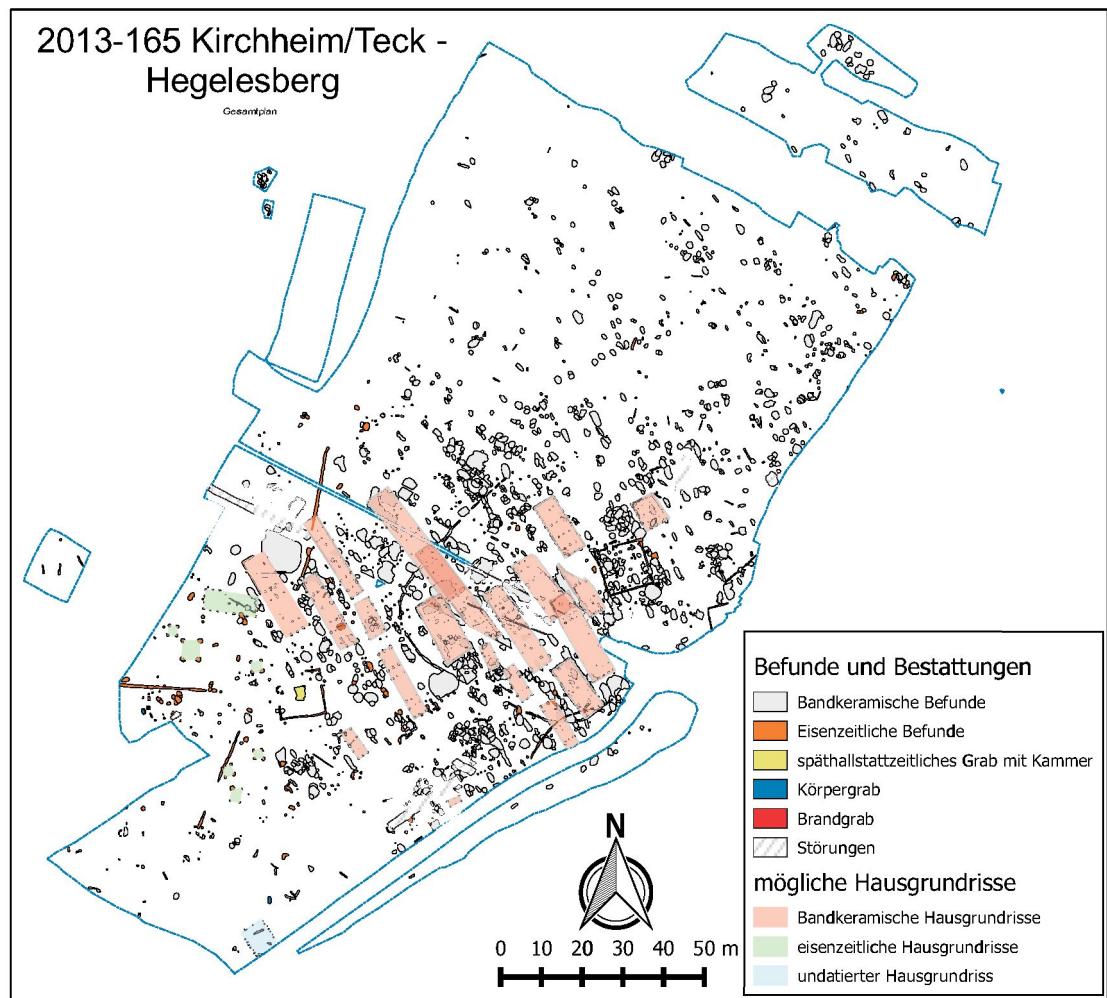
nitor am Boden der Grabungsleitung und dem Piloten stets die exakte Kontrolle über Perspektiven und Bildausschnitte der Aufnahmen während des Flugs.

Die einzelnen Ausgrabungsflächen wurden nach dem Baggern und Präparieren in regelmäßigen Bahnen in rund 20 m Höhe abgeflogen, wobei in einem Intervall von zwei Sekunden permanent Fotos aufgenommen wurden. Die jeweiligen Grabungsflächen, die etwa 15 m breit und rund 100 m lang waren, konnten auf diese Weise in weniger als zehn Minuten beflogen und mittels der Bilderserien hochauflösend dokumentiert werden. Voraussetzung dafür ist, dass sich die Bildausschnitte zu einem guten Teil überlappen und das komplette Areal aus unterschiedlichen Perspektiven fotografiert wird (Abb. 2). Referenzpunkte am Boden, die mit GPS oder Tachymeter eingemessen werden müssen, dienen zur genauen Verortung der Pläne und Korrelation mit dem Landesvermessungsnetz (Georeferenzierung).

3 Im überplanten Areal des künftigen Gewerbegebiets konnte das jungsteinzeitliche Siedlungsareal mittels systematischer Sondagen eingegrenzt werden. Die Suchschnitte sind im Luftbild gelb eingetragen, die prähistorische Siedlungsfläche ist orange markiert.



4 Gesamtplan der dokumentierten Siedlungsstrukturen aus der Jungstein- und Eisenzeit am „Hegelesberg“ in Kirchheim unter Teck.



Nach der Erstellung des digitalen Oberflächenmodells und des Orthofotomosaiks können die einzelnen Verfärbungen und Strukturen am Computer in einem geografischen Informationssystem ab-digitalisiert werden. So wird ein hochgenauer, georeferenzierter Gesamtplan der Siedlungsbe-funde erstellt, der stets mit dem Grabungsfort-gang aktualisiert werden kann.

Pfosten und Gruben – die Siedlung der frühen Jungsteinzeit

Im gesamten Ausgrabungsareal wurden insge-samt weit über 3500 einzelne Befunde erfasst (Abb. 4). Dabei kann allein aufgrund ihrer typi-schen dunkel- bis schwarzbraunen Verfärbung und des entsprechenden Fundmaterials die große Mehrheit der Befunde erwartungsgemäß einer bandkeramischen Siedlung aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr. zugewiesen werden. In geringerem Umfang wurden aber auch Relikte ei-ner eisenzeitlichen Besiedlungsphase aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. aufgedeckt. Diese Strukturen, die sich vor allem im südwestli-chen Ausschnitt des untersuchten Areals nachweisen ließen, zeichneten sich durch eine deutlich hellere Verfüllung ab.

5 Die typischen Dreipfostenstellungen stammen von der Innenkonstruktion der mächtigen Holzgebäude und zeichnen sich im hellen Lehm sehr deutlich ab.

Im Gesamtplan lassen sich sehr deutlich Bereiche unterschiedlicher Erhaltung erkennen: So waren im Norden des ausgegrabenen Areals keine nen-nenswerten zusammenhängenden Strukturen mehr zu beobachten, da hier die Erosion bereits die Befunde in ihrer Substanz stark beeinträchtigt hatte. Das Zentrum und die südliche Hälfte der Grabungsfläche hingegen waren geprägt von ei-ner dichten Befundlage mit Hausgrundrisse, Pfos-tenspuren, Abfall- und Lehmentnahmegruben so-wie diversen Gräbchen. Somit lassen sich wichtige Aussagen zu Struktur und Besiedlungsabfolge des Siedlungsplatzes treffen.





6 Rekonstruktion eines linearbandkeramischen Langhauses auf Basis der Befunde, die auch bei den Hausgrundrissen in Kirchheim zu beobachten waren.

Mindestens 20 Hausgrundrisse zeichneten sich im Boden mit ihren charakteristischen Konstruktionselementen ab und stimmen sehr gut mit den bekannten jungsteinzeitlichen Häusern der Linearbandkeramik überein. Die ursprüngliche Anzahl der Häuser darf sicherlich auf mindestens 50 geschätzt werden: So waren im gesamten nördlichen Teil der Siedlungsfläche nur noch letzte Reste von tieferen Gruben erhalten, obwohl auch in diesem Bereich gleichermaßen Hausplätze vorausgesetzt werden dürfen. Ferner ist der Siedlungsrand nach Osten ebenfalls nicht erfasst.

Es handelt sich um die typischen Langhäuser in Nordnordwest-Südsüdost-Ausrichtung mit einer Länge von bis zu 20 m und mehr. Das tragende Innengerüst der Häuser lässt sich anhand mehrerer Dreipfostenreihen rekonstruieren (Abb. 5). Im Südostteil der Häuser sind diese Pfosten in der Regel sehr mächtig beziehungsweise doppelt gesetzt, sodass hier ein abgehobener Speicherbereich rekonstruiert werden kann, während der Nordwestteil, der mit einer Konstruktion in Form einer Bohlenwand ausgeführt war, wohl den Wohn- und Schlafbereich des Hauses bildete (Abb. 6). Die Bohlenwand lässt sich aufgrund u-förmig umlaufender Gräbchen erschließen, in denen in Kirchheim stellenweise noch die Standspuren der verbauten Hölzer erkennbar waren. Die übrigen Hauswände dürften aus einer lehmverputzten Flechtwerkwand bestanden haben, von der sich in den Abfallgruben noch Belege erhalten hatten: verbrannte Lehmstücke, so genannter Hüttenlehm, mit Abdrücken der Flechtwerkruiten.

Auffällig ist, dass zwischen einigen Hausgrundrissen kaum Abstand liegt beziehungsweise nicht alle im Ausgrabungsplan erkennbaren Häuser gleichzeitig existierten, sondern vielmehr nachfolgende Generationen von Siedlern ihre Gebäude errichteten, nachdem ältere Häuser bereits wieder aufgegeben und verfallen waren. Aufgrund von Überschneidungen verbergen sich mindestens drei unterschiedliche Phasen im Dorfplan der jungsteinzeitlichen Ansiedlung.

Möglicherweise war der älteste Bereich der Siedlung in seiner Frühzeit durch einen kleinen Graben beziehungsweise eine Palisade von der Umgebung abgegrenzt, da im Zentrum der Ausgrabungsfläche ein bogenförmig verlaufendes Gräbchen nachgewiesen werden konnte, das an mehreren Stellen von Siedlungsgruben einer jüngeren Phase geschnitten beziehungsweise von Hausplätzen überlagert wurde und offenbar im Laufe der Zeit seine Funktion verloren hatte.

Keramik und Steingeräte

Für die zeitliche Einordnung der Siedlungsbefunde ist vor allem die verzierte Keramik entscheidend, die insbesondere aus den Gruben geborgen wurde. Da sich die Verzierungsmuster und -motive der Linearbandkeramik während der rund 500-jährigen Dauer dieser ersten bäuerlichen Kultur entwickelten und veränderten, kann über stilistischen Vergleich und Einordnung des Fundmaterials auch die Besiedlungsdauer eingegrenzt werden. Eine erste Durchsicht des keramischen Fundensembles zeigt, dass der Schwerpunkt der Siedlungsaktivitäten wohl im mittleren Abschnitt der Linearbandkeramik gelegen hat und somit absolutchronologisch grob in die Zeit um 5300 v. Chr. datiert.

Neben der verzierten Feinkeramik wurden in einigen Gruben auch fast vollständig erhaltene Ge-

7 Restauriertes Großgefäß mit Knubben aus einer Abfallgrube im Zentrum der Siedlungsfläche.





8 Verzierte Feinkeramik, Feuersteinklingen aus Jurahornstein und ein Pfeilschaftglättter aus Sandstein.

9 Fundlage des zerdrückten Goldschmucks im Kopfbereich des frühkeltischen Frauengrabs.

10 Vorbereitung der Blockbergung zur weiteren Bearbeitung im Restaurierungslabor.

11 Gagatperlen in Fundlage im Bereich der Unterarme. Deutlich ist die Aufreihung auf einer Schnur und somit die Trageweise als Armkette zu erkennen.



fäße der Grobkeramik geborgen, die wohl in erster Linie der Vorratshaltung gedient haben dürften (Abb. 7).

Die Zahl der Felsgesteinartefakte ist auffällig gering, obwohl aus den frühen Grabungen einige Steinbeile erhalten geblieben sind. Neben wenigen Fragmenten von Pfeilschaftglätttern und Reibsteinen aus Sandstein sind es lediglich zwei kleine Steinbeile, die hier zu nennen sind (Abb. 8). Unter den Jurahornsteingeräten sind vor allem Klingenfragmente vertreten sowie einige Stücke mit so genanntem Sichelglanz, die zeigen, dass sie als Einsätze in Erntegeräte für Getreide verwendet wurden.

Überraschung am Siedlungsrand

Kurz vor Grabungsende konnte im August 2015 eine unerwartete Entdeckung gemacht werden. Wie eingangs erwähnt, waren bereits während der Ausgrabungen Befunde identifiziert worden, die sich aufgrund ihrer hellgrauen Verfüllung deutlich von den jungsteinzeitlichen Siedlungsresten abhoben. Bei einer nahezu rechteckigen, 3,3 m x 2,8 m großen hellgrauen Verfärbung im Boden schien es sich auf den ersten Blick um einen weiteren Siedlungsrest aus der Eisenzeit zu handeln. Schnell wurde allerdings deutlich, dass hier ein Grab im Bo-

den lag, nachdem zuerst paarig positionierte Bronzeringe und kurz darauf zahlreiche kleine schwarzglänzende Perlen aus fossilem Holz, so genanntem Gagat, zutage kamen. Perlen aus Gagat sind typische Elemente frühkeltischen Frauenschmucks in Gräbern der Zeit zwischen 600 und 500 v. Chr. Skelettreste hatten sich keine erhalten, da hier, wie auf dem gesamten Grabungsareal, der Boden vollständig entkalkt war. Aufgrund der Position der Beigaben konnte aber die Lage der Toten einigermaßen gesichert umrissen werden. Im Brustbereich traf man auf Reste organischen Materials und am südlichen Rand des Befundes, dem mutmaßlichen Schädelbereich, auf mehrere Goldobjekte (Abb. 9).

Aufgrund der komplexen Fundsituation und angesichts von vor Ort nicht deutbaren organischen Resten im Bereich des Leichnams sowie stark abgebauten Buntmetallobjekten wurde entschieden, im Weiteren die Freilegungsarbeiten des auf wenige Zentimeter komprimierten Befundes unter Laborbedingungen in den Werkstätten im Landesamt für Denkmalpflege fortzuführen. Aus diesem Grunde wurde der Oberkörper- und Hüftbereich für eine etwa 1 m x 1 m große Blockbergung vorbereitet und mit einer Holz- und Metallkonstruktion um- beziehungsweise unterfangen (Abb. 10).



Freilegungsarbeiten im Restaurierungslabor

Die Freilegung der Blockbergung wurde ab Oktober 2015 in der Restaurierungs werkstatt der Archäologischen Denkmalpflege fortgesetzt und dauert bis heute an. In feinen Abträgen erfolgte die minutiöse Freilegung der Beigaben mit Einsatz von Mikroskop und Lupe. Während der Bearbeitung wurde der Block fortwährend mit Eis und Wasser versorgt, um ideale Bedingungen für die Erhaltung der organischen Materialien, die besonders im Brustbereich erhalten waren, zu gewährleisten. Auch der Einsatz von Hightech spielt bei der Untersuchung im Labor eine wichtige Rolle und verspricht spannende Erkenntnisse über die einstmalige Grablege und die Ausstattung der Toten. So wurde der Block nun in mehrere kleinere Teilblöcke zerlegt, die mittels 3-D-Röntgen-Computertomografie untersucht werden.

Anhand der Beigaben ließ sich eine Süd(Kopf)-Nord ausgerichtete Bestattung rekonstruieren, mit Bronzeringschmuck im Fuß- und Armbereich, Gagatperlenketten an den beiden Unterarmen (Abb. 11) sowie Goldschmuck im Kopfbereich. Links und rechts des mutmaßlichen Schädelns lagen jeweils drei kleine goldene Schläfenringe sowie oberhalb davon verzierte und stark deformierte Goldbleche. Die Schläfenringe haben einen Außendurchmesser von 2,2 cm und sind beidseitig entlang eines markant ausgeprägten Mittelgrats mit dicht gesetzten gepunzten Punktreihen verziert (Abb. 12). Die Goldbleche stammen von insgesamt mindestens sechs Goldkugeln, die als Köpfe prachtvoller Nadeln zum Kopfschmuck oder einer Haubentracht gehörten und flächig mit feinen Punzverzierungen ornamentiert sind. Das Schmuckensemble ist charakteristisch für ein Frauengrab, das Form und Verzierung des Goldschmucks zufolge in die frühkeltische Zeit, etwa um 500 v. Chr. zu datieren ist. Auch die übrigen Beigaben, wie die paarig getragenen bronzenen Armbändern in Verbindung mit Armbändern aus Gagatperlen, passen sehr gut in diesen Kontext.

Fazit und Ausblick

Sowohl die flächige Freilegung und Dokumentation der jungsteinzeitlichen Siedlung als auch das neu entdeckte Grab von Kirchheim lassen erkennen, welche Bedeutung die Landschaft im Umfeld der markanten Höhen von Teck und Limburg spielte, die schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt waren. Dank der sehr guten Zusammenarbeit mit der Stadt Kirchheim ist es gelungen, an einem mehrperiodigen Siedlungsplatz wichtige Erkenntnisse zu gewinnen, die die gesamte Siedlungskammer in neuem Licht erscheinen lassen.



Literatur

Jörg Bofinger/Nicole Ebinger-Rist/Margarete Eska/ Marcel Hagner/Przemyslaw Sikora: Die Keltendame vom „Hegelesberg“ – ein unerwartetes hallstattzeitliches Frauengrab im Bereich der frühneolithischen Siedlung bei Kirchheim unter Teck, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2015, Stuttgart 2016, S. 125–128.

Jörg Bofinger/Marcel Hagner/Przemyslaw Sikora/ Christoph Steffen: Die abschließende Ausgrabungskampagne in der frühneolithischen Siedlung am „Hegelesberg“ bei Kirchheim unter Teck, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2015, Stuttgart 2016, S. 82–85.

Jörg Bofinger/Marcel Hagner/Przemyslaw Sikora/ Christoph Steffen: Mit dem Quadrocopter in die Steinzeit, in: Archäologie in Deutschland 3/2015, S. 58–61.

Martin Thoma: Von der Theorie zur Praxis – das Pilotprojekt flexible Prospektionen, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2013, Stuttgart 2014, S. 24–26.

Rainer Laskowski: Vor- und Frühgeschichte, in: Kirchheim unter Teck: Markort, Amtsstadt, Mittelzentrum, hg. v. R. Kilian, Kirchheim/Teck 2006, S. 9–96.

12 Verzierte Schläfenringchen aus Gold, die jeweils in Dreieranordnung links und rechts des Schädels lagen.

Dr. Jörg Bofinger

Dipl.-Rest. Nicole Ebinger-Rist

Dipl.-Rest. Margarete Eska

Dr. Christoph Steffen

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Marcel C. Hagner B. A.

Universität Tübingen

Institut für Ur- und Frühgeschichte und
Archäologie des Mittelalters

Dr. Przemyslaw Sikora

Kusterdingen-Wankheim



Die ältesten Plastiken der Menschheit in 3-D Kombination von 3-D-Streifenlichtscan und -Fotogrammetrie zur Dokumentation und Visualisierung von Funden

Seit 2012 wird im Landesamt für Denkmalpflege intensiv daran gearbeitet, die Aufnahme der Höhlen der ältesten Eiszeitkunst als drittes archäologisches Ensemble in Baden-Württemberg in die UNESCO-Liste der Weltkulturerbestätten zu erreichen. Seit Anfang dieses Jahres liegt der umfangreiche Antrag beim UNESCO-Welterbezentrum in Paris zur Prüfung vor, wo 2017 die Entscheidung des Welterbekomitees bekannt gegeben wird. Im Zuge der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Fundstätten im Lone- und Aachtal wurden 2013 und 2014 insgesamt sechs Höhlen mittels terrestrischem Laserscanning neu vermessen. Die daraus entstandenen hochgenauen 3-D-Modelle der Höhlenräume bilden eine neue und moderne Vermessungsgrundlage für aktuelle und zukünftige Forschungen (<http://www.denkmalpflege-bw.de/denkmaale/projekte/archaeologische-denkmalpflege/3d-modelle/hoehlen3d.html>). Im Frühjahr 2016 wurde beschlossen, auch die wichtigsten Fundstücke eiszeitlicher Kunst zu scannen, als virtuelle dreidimensionale Modelle zu dokumentieren und damit in ihrem heutigen Zustand digital zu konservieren.

1 Aufbau des mobilen Fotostudios im Urgeschichtlichen Museum in Blaubeuren. Für die fotogrammetrische Aufnahme kamen neben einer digitalen Spiegelreflexkamera mit Makroobjektiv und Polfilter auch ein Lichtzelt, Stativ sowie eine flexible Objekthalterung zum Einsatz.

Markus Steffen/Christoph Steffen

Zielsetzung und Schwierigkeiten der 3-D-Vermessung

Ziel der Messungen war es, ein geometrisch möglichst genaues 3-D-Abbild der Artefakte mit einer hochauflösenden fotorealistischen Textur zu erzeugen. Neben den Modellen für die Archivierung und wissenschaftliche Auswertung sollten auch

weitere, in der Datengröße reduzierte Modelle gerechnet werden. Diese sind in idealer Weise geeignet, um Inhalte für Medienanwendungen und Online-Angebote zu generieren. Dazu zählt interaktive Museumsdidaktik genauso wie die Aufbereitung der Objekte für Webanwendungen oder mobile Apps.

Bereits die ersten Überlegungen, wie ein solches Vorhaben geeignet umgesetzt werden könnte, zeigten, dass mit einigen Schwierigkeiten, auch im methodischen Bereich, zu rechnen war. Die Artefakte selbst stellten dem Projekt hierbei die ersten Hürden in den Weg. Es gibt sehr kleine Objekte, zum Beispiel der so genannte kleine Löwenmensch mit nur 2,6 cm Höhe. Dies ist sowohl für das Streifenlichtscanning (kurz: SLS) als auch für die Fotoaufnahmen für das Structure-from-Motion-Verfahren (kurz: SFM) ungünstig, da immer nur ein kleiner Ausschnitt des Messfelds für das Objekt genutzt werden kann. Alle Fundstücke sind zudem extrem wertvoll und oftmals auch sehr empfindlich. Infolgedessen konnten die Funde nicht nach Esslingen transportiert werden, sondern mussten jeweils am Aufbewahrungsort gemessen werden. Dadurch wurde es notwendig, jeweils das gesamte Messequipment zu transportieren, neu aufzu-





bauen und zu kalibrieren, und es ergaben sich natürlich auch jedes Mal unterschiedliche Umgebungsparameter (Lichtbedingungen, Temperatur, Vibrationen), die jeweils individuell zu berücksichtigen waren (Abb. 1).

Aufgrund ihrer Fragilität ist auch die Handhabung der Funde erschwert. Es war nicht immer möglich, diese in der für eine Messung optimalen Position vor dem Scanner oder der Kamera anzubringen. Eine weitere Herausforderung war das Material. Bearbeitete Knochen und in noch höherem Maß Zahn- und Elfenbeinobjekte weisen häufig polierte Bereiche der Oberfläche auf oder, wie im Fall der „Wildschwein-Venus“, sogar transparente Bereiche (Abb. 7). Diese erzeugen Glanzpunkte, Reflexionen und Spiegelungen, erschweren eine saubere Datenaufnahme und können im Extremfall zur Artefaktbildung in den 3-D-Daten führen. Da sowohl der Streifenlichtscanner als auch die Fotogrammetrie rein optische Sensorik verwenden, mussten diese Probleme entsprechend beachtet werden.

Im Vorfeld wurden deshalb am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen eine Reihe von Tests an rezentem Walrosselfenbein und sibirischem

Mammutfelsenbein durchgeführt, um die optimalen Parameter zu ermitteln und so die Beeinflussung durch materialbedingte Faktoren möglichst zu minimieren.

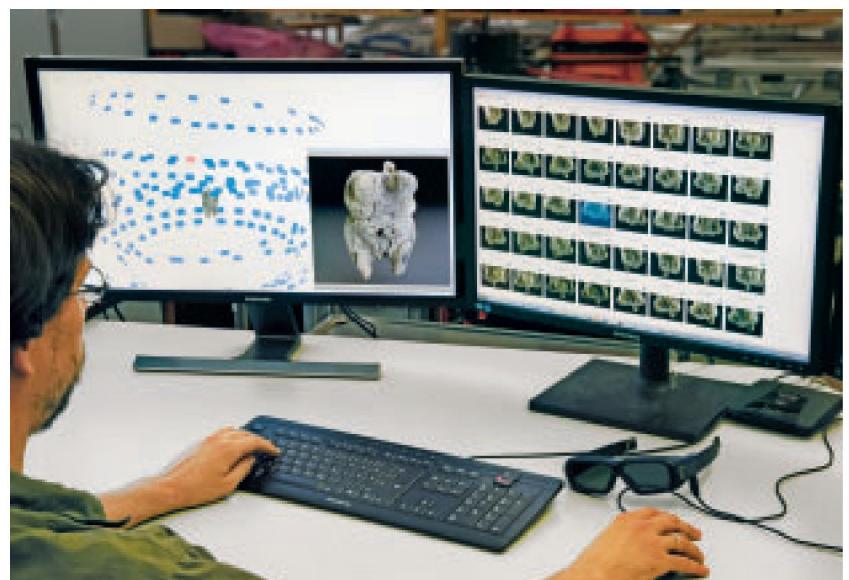
Kombinierte Aufnahmestrategie aus Streifenlichtscans und SFM-Fotogrammetrie

Um die gewünschte Genauigkeit und Detailauflösung zu erreichen, war es notwendig, mit zwei unterschiedlichen 3-D-Dokumentationsverfahren zu arbeiten. Durch den Einsatz eines Streifenlichtscanners (Polygon PTM1660 c) wurde eine hochpräzise Vermessung der Objektgeometrie gewährleistet. Die Messungenauigkeit lag bei der Venus vom Hohlefels im Mittel bei nur 0,009 mm. Alle Objekte wurden auf einem kalibrierten Drehsteller gelagert und mit 24 beziehungsweise 36 Scans pro 360° in mindestens vier Positionierungen gemessen. Dies genügte in aller Regel für eine vollständige Abdeckung der Oberfläche. Lediglich sehr tiefe und schmale Rinnen oder komplexe Hinterschneidungen und Hohlräume, beispielsweise das Innere der Knochenflöten aus dem Hoh-

2 Die Darstellung der Oberflächengeometrie der Venus vom Hohlefels auf Basis des Streifenlichtscans macht auch feinste Ritzungen und Brüche sichtbar.

3 Aufnahmesituation während der fotogrammetrischen Vermessung der Venus vom Hohlefels. Insbesondere die Positionierung der kleinen und überaus empfindlichen Objekte stellte eine Herausforderung dar.

4 Die Berechnung der 3-D-Modelle aus den Fotoserien erfolgt am PC in Esslingen.





5 Gerenderte Ansicht der Wasservogelfigur aus dem Hohle Fels. Kombination aus der hochpräzisen Geometrie des Streifenlichtscans und der qualitätvollen Farbtextur aus dem Structure-from-Motion-Verfahren. Im Bereich der Schnabelspitze ist eine winzige Lücke in der Fotoabdeckung auszumachen, die in der Textur aus benachbarten Pixeln interpoliert wurde.

lefel, können aus verfahrenstechnischen Gründen nicht gemessen werden. Aus den insgesamt 154 Einzelscans im Falle der Venus vom Hohlefels ergaben sich etwas mehr als 6,4 Millionen Messpunkte auf der Oberfläche des nur $59,7 \text{ mm} \times 34,6 \text{ mm} \times 31,3 \text{ mm}$ großen Objekts (Abb. 2). Als zweites 3-D-Dokumentationsverfahren wurde das photogrammetrische Structure-from-Motion-Multi-View-Stereo-Verfahren (kurz SFM-MVS bzw. SFM) eingesetzt. Dabei werden aus sich großflächig überlappenden konventionellen Digitalfotos 3-D-Oberflächeninformationen errechnet. Neben der Form wird auch die Farbe der Artefaktoberfläche hochauflösend dokumentiert. Dies ermöglicht im Ergebnis eine fotorealistische Wiedergabe.

Ziel der im Vorfeld entworfenen Aufnahmestrategie war es, die Stärken beider Verfahren optimal zu nutzen, um letztlich zu einem 3-D-Datensatz zu gelangen, der die hohe Geometrieauflösung des Scans mit der qualitätvollen Farbtextur aus dem photogrammetrischen Verfahren kombiniert.

Für das photogrammetrische Modell der Venus vom Hohlefels wurden 223 Digitalfotos mit einer Canon EOS 700D mit 60 mm Makroobjektiv und einem Zirkularpolfilter aufgenommen. Dazu wurde das Objekt vor einem schwarzen Hintergrund in einem Lichtzelt vor der Kamera gedreht (Abb. 3). Insgesamt wurden so acht Bildserien aus verschiedenen Blickrichtungen aufgenommen. Jede Serie entspricht jeweils einer vollen 360° -Drehung des Objekts um dessen Längsachse in etwa 13° -Schritten. So konnte die für das Verfahren notwendige sehr hohe Bildüberlappung erreicht werden (Abb. 4).

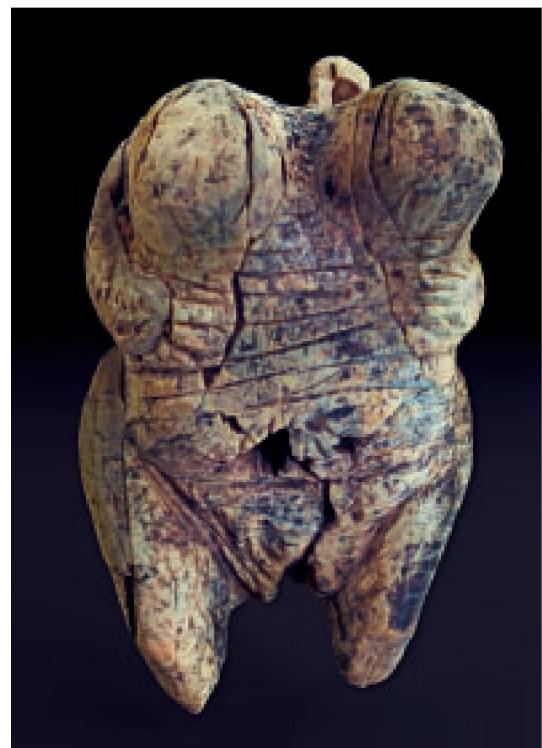
Bei der Beleuchtung wurde auf ein möglichst diffuses Licht geachtet. Der einheitlich schwarze Hintergrund ermöglichte es mittels Differenzmasken, das Objekt auf den Fotos automatisch freizustellen, und der Polfilter half, Spiegelungen beziehungsweise Glanz auf der Artefaktoberfläche zu reduzieren.

6 Gerenderte Frontalansicht der Venus vom Hohlefels auf Basis des Streifenlichtscans und der Farbtextur aus der photogrammetrischen Aufnahme.

Für die Berechnung des SFM-Modells kam die Software Photoscan Professional zum Einsatz. Aus den 223 Fotos wurde eine 3-D-Punktwolke extrahiert und zu einem fünf Millionen Polygone umfassenden Oberflächenmodell verrechnet. Nun konnten die beiden aus Streifenlichtscan und Fotogrammetrie vorliegenden Oberflächenmodelle verglichen und gemeinsame Referenzpunkte bestimmt werden. Mittels dieser ließen sich das SFM-Modell sowie die ermittelten Kamerapositionen korrekt im lokalen Koordinatensystem des Streifenlichtscans ausrichten. Das fotogrammetrische Oberflächenmodell wurde in Photoscan durch das geometrisch präzisere Oberflächenmodell des Streifenlichtscans ersetzt. So gelang es, das genaueste Geometriemodell mit der besten Farbtextur (maximale theoretische Auflösung 256 Megapixel) zu kombinieren (Abb. 6).

Probleme und Lösungsansätze

Die Herausforderungen bei Messungen, die durch Polituren oder noch extremer bei transparentem Material auftreten können, wurden weiter oben schon angedeutet. Glanz und Reflektion lassen sich durch Polfilter und eine angepasste Ausleuchtung zu erheblichen Teilen in den Griff bekommen. Transparenz stellt beide Methoden vor wesentlich größere Herausforderungen. Materialien wie zum Beispiel Glas sind ohne spezielle Maßnahmen weder mit dem Scanner noch photogrammetrisch zu erfassen. Bei industriellen Anwendungen kann ein so genanntes 3-D-Anti-Glare-Spray eingesetzt werden. Es bildet eine extrem dünne (ca. $2,8 \mu\text{m}$) homogene mattweiße Antireflexschicht auf der zu



scannenden Oberfläche. Auf diese Weise lassen sich auch völlig transparente Materialien oder spiegelnde Flächen sauber geometrisch vermessen. Im Falle der Eiszeitkunst kam der Einsatz eines solchen Sprays aus konservatorischer und restauratorischer Sicht natürlich nicht in Frage. Mögliche Reaktionen des Materials mit dem Pulver oder dem Trägerlösungsmittel oder irreversible Verschmutzungen konnten nicht ausgeschlossen werden. Zudem verhindern solche Mattierungen der Oberflächen natürlich auch die Dokumentation ihrer Farbigkeit. Am ersten Einsatzort im Urgeschichtlichen Museum in Blaubeuren konnten alle Objekte erfolgreich vermessen werden. Nichtsdestotrotz gab es doch die eine oder andere grundsätzliche Schwierigkeit zu bewältigen. Zum Beispiel konnte die äußerste Schnabelspitze des Wasservogels durch die fotogrammetrische Messung nicht vollständig erfasst werden. Sie ist so klein, dass selbst bei Verwendung einer 18-Megapixel-Kamera letztlich nicht genügend Pixel auf die Spitze platziert werden konnten, um eine 3-D-Vermessung im Submillimeterbereich zu realisieren. Dieses Manövra konnte durch den 3-D-Scan, zumindest, was die geometrische Vermessung anbelangt, kompensiert werden. Jedoch ist bei genauerem Hinsehen die Fototextur auf den letzten circa 0,5 mm der Schnabelspitze nicht perfekt, die Farbgebung wurde durch die Software aus den benachbarten Pixeln interpoliert (Abb. 5).

Hinzu kamen, wie bereits angesprochen, Probleme bei der optimalen Positionierung und Halterung der Objekte, hervorgerufen hauptsächlich durch ihre Fragilität und ihren außerordentlichen Wert. Insbesondere für eine vollständige und vor allem nahtlose Vermessung mittels SFM muss die gesamte Oberfläche des Zielobjekts mit hohen Bildüberlappungen fotografiert werden. Dabei sollte die Beleuchtung in Relation zum Objekt möglichst statisch sein, um einen einheitlichen, das heißt unveränderlichen Schattenwurf zu gewährleisten. Zudem muss beachtet werden, dass Halterungen oder auch Auflagen einerseits Teile der Oberfläche verdecken, andererseits zu unerwünschtem Schattenwurf führen. Diese Verdunklungen auf den Fotos können später in der Textur kaum noch korrigiert werden. Es mussten daher Möglichkeiten gefunden werden, das Objekt so zu fixieren, dass die Halterung nur jene Bereiche verdeckt, die außerhalb der jeweils fotografierten Bildausschnitte liegen. Um im Anschluss die verdeckten Bereiche mittels einer weiteren Fotoserie dokumentieren zu können, wurde die Halterung verlagert, ohne die Objektausrichtung im Verhältnis zu den Lichtquellen allzu stark zu verändern. Dazu waren teils flexible Halte- beziehungsweise Positionierungs vorrichtungen nötig, die ad hoc an die jeweilige Situation angepasst wurden.



7 Der Scan der aus einem Wildschweinzahn gefertigten Venusfigur zeigt die Mikrorisse der transparenten Oberfläche als positive Messartefakte.

Ein weiteres Problem wurde durch die Transparenz der äußersten Zahnschmelzschicht der aus einem Wildschweinhauer gefertigten Venusfigur verursacht. Mit bloßem Auge zunächst nicht zu erkennen, zeigten sich im 3-D-Scan Strukturen, die an





9 Versuch einer Rekonstruktion der farblichen Originalanmutung des „Mammutle“ aus der Vogelherdhöhle.

eine Krakelierung erinnerten. Erklären lässt sich dies dadurch, dass die hauchdünne oberste Zahnschmelzschicht so transparent ist, dass der Scanner sie nicht erfassen konnte und erst die darunterliegende opake Schicht gemessen hat. Die Krakelierungen sind wahrscheinlich Mikrorisse im transparenten Zahnschmelz, die durch die Lichtbrechung vom Scanner erfasst werden konnten und sich somit als positive Geometrieabweichung auf der Modelloberfläche zeigen.

Ein weiteres zunächst eher banal anmutendes Problem sind restauratorische Einbauten. Gemeint sind damit Stütz- oder Befestigungsstrukturen, die für die museale Präsentation der Artefakte nötig sind. Da der Aufwand, diese Strukturen zu entfernen und nach erfolgter Messung wieder anzu bringen, zum Teil sehr erheblich ist, wurde in manchen Fällen darauf verzichtet. So zeigt das Geometriemodell wie auch die Textur des kleinen Löwenmenschen den Draht und die Nylonschnüre um Hals und Hüfte, die zur Befestigung in der Vitrine dienen. Natürlich lassen sich diese Störungen aus dem Modell herausschneiden und optisch kaschieren, aber Fehlstellen in der Messung sind es trotzdem, und diese sollten im Sinne einer sauberen Dokumentation auch entsprechend erkennbar bleiben (Abb. 8).

Fazit und Ausblick

Trotz der oben angesprochenen Schwierigkeiten hat sich die kombinierte Aufnahmestrategie mit Streifenlichtscan und SFM bei den ersten Messungen der ältesten Eiszeitkunst im Urgeschichtlichen Museum in Blaubeuren und im Archäopark Vogelherd bestens bewährt. Die Ergebnisse konnten überzeugen, sowohl was die geometrische Genauigkeit als auch die Farbtexturen angeht. Damit stehen nun speziell für diese Aufgaben angepasste und nunmehr in der Praxis erprobte Verfahrensweisen für die zukünftigen Messreihen an Objekten der ältesten Eiszeitkunst zur Verfügung.

Nichtsdestotrotz werden Aufnahmetechnik und Ausstattung auch künftig stetig weiterentwickelt und optimiert werden. Stichworte in diesem Zusammenhang wären beispielsweise die Verwen-

dung von polarisierten Lichtquellen, um Spiegelungen beziehungsweise Glanz auf den Oberflächen vollständig vermeiden zu können, oder der Einsatz noch leistungsfähigerer Soft- und Hardwarelösungen, um das Filtern, Registrieren und Prozessieren der Daten weiter zu optimieren.

Es wird voraussichtlich noch bis Ende 2017 dauern, bis alle relevanten Objekte aus den Höhlen mit der ältesten Eiszeitkunst dokumentiert sind (Abb. 9). Dann wird nicht nur der derzeitige Zustand dieser bedeutenden Objektgruppe in Form und Farbe erfasst sein, sondern die 3-D-Modelle werden eine wichtige Basis für vielfältige Anwendungen im musealen Bereich wie auch für wissenschaftliche Untersuchungen bieten.

Literatur

Nicole Ebinger-Rist/Helmut Schlichtherle/Markus Steffen: 5000 Jahre alte Pfahlbaufunde. Dokumentation und Visualisierung von 3-D-Messdaten, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 45/1, 2016, S. 33–36. Bertram Jenisch/Stephan Heidenreich/Markus Steffen: Vom Schreibtisch in die Burg fliegen! Terrestrische Laservermessung auf der Hochburg bei Emmendingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 44/3, 2015, S. 126–131.

Jörg Bofinger/Christoph Steffen: Die fliegende Kamera. Neue Methoden der archäologischen Fotodokumentation aus der Luft, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 43/2, 2014, S. 108–112.

Stephan Heidenreich/Markus Steffen: Virtual Archaeology in Southwestern Germany – Processing and Online-Presentation of 3D-Models/Virtuelle Archäologie in Baden-Württemberg – Verarbeitung und Online-Präsentation von 3D-Modellen, in: Electronic Media and Visual Arts/Elektronische Medien & Kunst, Kultur und Historie, hg. v. A. Bienert/P. Santos, Konferenzband EVA Berlin 2014, S. 143–149.

Markus Steffen: 3D-Laserscanning – neue Methoden zur Dokumentation und Visualisierung am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Photogrammetrie Laserscanning Optische 3D-Messtechnik. Beiträge der Oldenburger 3D-Tage 2014, S. 278–284.

Praktischer Hinweis

Die virtuellen Einblicke in die Höhlen der ältesten Eiszeitkunst finden Sie auch unter www.denkmalpflege-bw.de > Denkmale > Projekte archäologische Denkmalpflege > Virtuelle Archäologie – 3D-Computermodelle archäologischer Denkmale.

Dr. Christoph Steffen

Markus Steffen M. A.

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Wissensvermittlung auf dem Prüfstand

Ein Beitrag experimenteller Archäologie zur Textilarchäologie

Wo beginnt „Gelebte Geschichte“ und wo hört sie auf? Es ist verständlich, dass historische Themenmärkte oder die Reenactment-Szene, die versuchen, konkrete, historische Ereignisse in möglichst authentischer Weise nachzustellen, aufgrund ihres Eventcharakters immer beliebter werden. Leicht verdauliche Kost, die Spaß macht. Was unter den Begriff „Gelebte Geschichte“ fällt, ist nicht definiert, und solange der Erlebnischarakter im Vordergrund steht, ist allen gedient. Schwierig wird es, wenn das Publikum Orte aufsucht beziehungsweise Bücher anschaut, bei denen es davon ausgeht, dass es sich um seriöse Wissensvermittlung handelt. Dies sind Museen, archäologische Ausstellungen oder begleitende Sach- und Fachbücher. Hier muss gesichert sein, dass das Dargestellte weitgehend auf Fakten beruht und nicht auf dem Wunsch nach Anschaulichkeit, deren Grundlage in erster Linie dem Vorstellungsvermögen entspringt.

Johanna Banck-Burgess



Schwierige Ausgangslage

Organische Funde wie Textilien haben einen schweren Stand, wenn es um ihre Präsentation in Ausstellungen oder Museen geht. Ihr – häufig schlechter – Erhaltungszustand macht sie für diesen Bereich wenig geeignet. Auch textilarchäologische Schriften sind aufgrund der facheigenen Terminologie häufig nur für Insider lesenswert. Zudem können textilarchäologische Quellen nur wenige Informationen zu den Fragen liefern, die bei Interessierten im Vordergrund stehen, wie zum Beispiel die Frage nach der Kleidung. Diese schwierige Ausgangsposition hat häufig zur Folge, dass diejenigen, denen es um eine rasche Bildwerdung im Bereich der Kleidung geht, diese Aufgabe selber übernehmen. So kommt es vor, dass in Freilichtmuseen oder entsprechenden Begleitheften Kleidung rekonstruiert wird, obwohl dies aufgrund der vorhandenen Quellenlage nicht möglich ist. Was hier zur Anschaulichkeit entworfen wurde und wird, ist für die Textilarchäologie wenig hilfreich und gibt nicht wieder, was wir aus den Quellen ableSEN können.

Ringen um verlorenes Wissen

Ausgangspunkt für die hier beschriebenen Projekte der Experimentellen Archäologie war die Rekonstruktion eines früheisenzeitlichen Brettchengewebes an einer „frühkeltischen Frauentracht“, die im Rahmen von Führungen seit über zehn Jahren im Freilichtmuseum auf der Heuneburg getragen wird. In Muster und Farbe ist dieses Brettchengewebe einer Borte aus dem frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf nachempfunden (Abb. 1; 2). Im Gegensatz zum Original ist die Rekonstruktion sehr grob. Vergleicht man sie mit dem publizierten Original wird deutlich, dass seine Feinheit und damit das für den Fertigungsprozess notwendige Wissen und die Kunstoffertigkeit durch die Rekonstruktion nicht wiedergegeben werden. Anhand einer erneuten Rekonstruktion sollten diese verdeutlicht und stellvertretend der hohe Stand des frühkeltischen Textilhandwerks aufgezeigt werden.

Wie schwierig und lang der Weg sein würde, welches Wissen dafür erforderlich war, war nicht absehbar. Als so genanntes Mischgewebe bestand die Borte aus Woll- und Hanfbastfäden, wobei der Musterrapport aus kleinen Quadranten mit inliegendem Sonnenzeichen (Swastika) bestand. Vergleichbar einem Schachbrett, dominierten jeweils die dunkleren, hier blauen Wollfäden, oder die helleren Hanfbastfäden in den einzelnen Quadranten. Die Beschaffung des Rohmaterials, das Spinnen der 0,3 bis 0,4 mm starken Fäden oder die unterschiedliche Elastizität von pflanzlichen und tierischen Textilfasern beim Weben waren nur einige der auftretenden Schwierigkeiten, mit denen sich die erfahrene Spinnerin und Weberin Hildegard Igel auseinandersetzen musste. Da das erforder-

1a und 1b Ein Brettchen gewebe (Objekt 44) aus dem frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf. Original und Umzeichnung. Knapp 2,5 cm breit ist die erhaltene Brettchenborte.

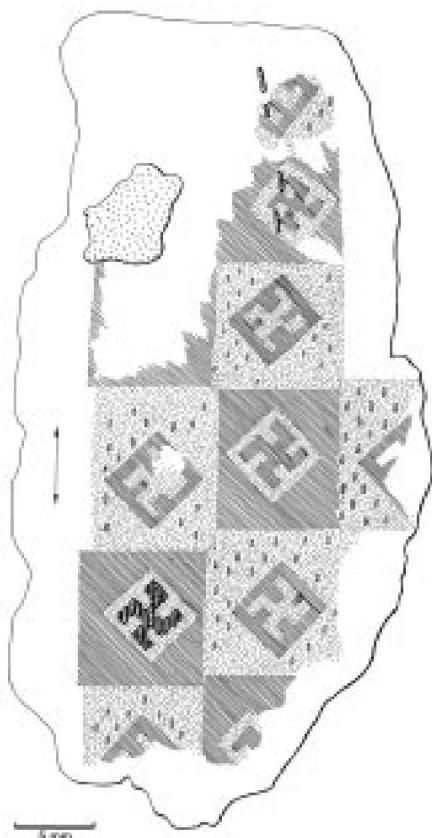


2 Rekonstruktion des Brettchengewebes.



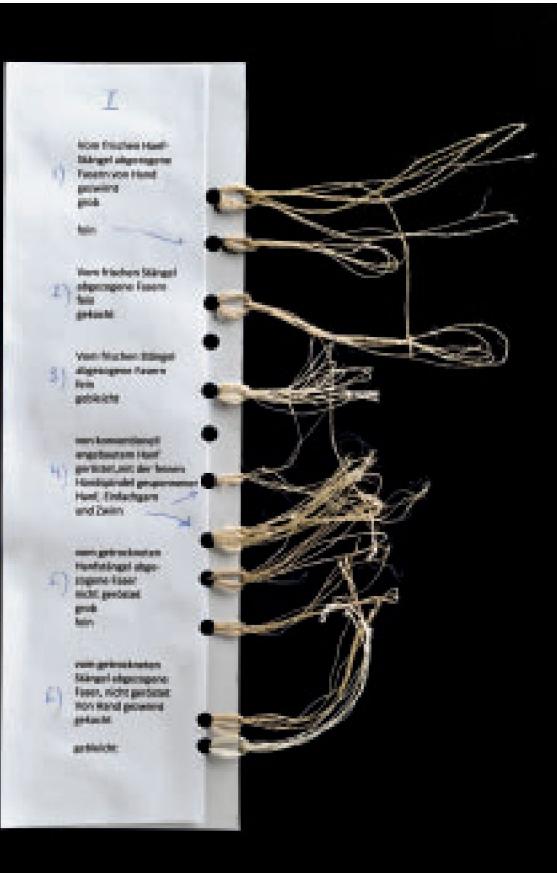
liche Fasermaterial nicht über den Handel beziehbar war, wurde 2013 hinter den schützenden Mauern des Benediktinerinnenklosters in Ostrach-Habsthal Hanf für die Rekonstruktion angebaut. Während Anbau und Ernte relativ unkompliziert waren, stellte sich die Herstellung der Fäden aus Hanfbast als schwierig heraus. In unzähligen Versuchsreihen wollte man sich dem Original und dem damit verbundenen Wissen annähern. Im Verlauf des Projekts wurde deutlich, dass sich der kulturhistorische Wert archäologischer Textilien maßgeblich über die Experimentelle Archäologie erschließen lässt. Anhand interdisziplinärer Untersuchungen, die sich mit Fadenstärke, Webdichte, dem Rohmaterial oder verwendeten Farbstoffen beschäftigen, ist dies nur bedingt möglich. Erst über die Experimentelle Archäologie wird nachvollziehbar, wie aufwendig die Herstellung war, welches Wissen dafür zugrunde lag und welche traditionellen Verfahren oder Einflüsse aus fremden Kulturen den Fertigungsprozess und das Aussehen archäologisch überliefelter Textilien geprägt haben.

Aufbauend auf die Erfahrung mit der Rekonstruktion des frühkeltischen Brettchengewebes wurden von der Textilarchäologie am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen parallel weitere Projekte koordiniert. Dazu zählen die Rekonstruktion eines Hanfbastgewebes oder musterbildende Webtechniken. Die praktischen Ausführungen lagen dabei stets in den Händen von Hildegard Igel.



Feinste Fäden aus Hanfbast

So unscheinbar das feine, gemusterte Brettchengewebe aus Eberdingen-Hochdorf (Objekt 44) auf den ersten Blick auch scheinen mag, so zeugt es doch von der komplexen Kunst bei der Herstellung feinster Fäden. Mag hier auch die Befriedigung bestehen, dass Frau Igel dank der Fertigung vieler Proben dem Original sehr nah kam, so konstatiert sie doch in einem ihrer Berichte „Wir sind heute nicht mehr imstande, einen so hauchdünnen und feinen, aber doch strapazierfähigen Faden herzustellen, wie unsere Vorfahren es noch konnten. Dieses Wissen ist uns verloren gegangen.“ Weder das Weben des Musters noch die Blaufärbung der feinen Wollzwirne mit der Färberpflanze Waid waren hier das Problem, sondern die Herstellung eines 0,3 mm starken Fadens aus Hanfbast. Laut der Paläobotanikerin Udelgard Körber-Grohne waren zwar die wenigen Leinenfäden im Grab von Hochdorf geröstet, aber nicht die Fäden aus Hanfbast. Unter einer Röste versteht man einen gezielten Rottungsprozess, der zumeist an Bachläufen, Tümpeln oder feuchten Wiesen durchgeführt wird, um die holzigen Bestandteile von den Fasern zu lösen. Durch anschließendes Brechen und Auskämmen der Stängel werden die feinen Fasern von den Überresten getrennt. Ein Vorgang, der von der Gewinnung der Flachfasern aus Leinen in der Volkskunde hinreichend bekannt ist. Über Hanf gibt es diesbezüglich weniger Schriftquellen, da es im



Gegensatz zum Leinen eher für gröbere Gewebe und Seilereiprodukte zum Einsatz kam. Nach dem Anbau des Hanfs und der Gewinnung der notwendigen Hanfbaststreifen begann daher der schwierigste Teil des Projekts. Dieser bestand in der Aufbereitung der Hanfbaststreifen, die mithilfe von Walzen, Schlegeln und Hämtern mechanisch bearbeitet wurden, um eine immer feinere Auflösung der Fasern zu erreichen. Wurden die Faserstreifen zu stark bearbeitet, bestand die Gefahr, dass der Faden später reißen würde; wurden sie zu kurz bearbeitet, besaßen die späteren Fäden nicht die gewünschte Feinheit (Abb. 3). Allein die Fertigung der feinen Hanfbastfäden war eine Meisterleistung, die die Menschen der frühen Eisenzeit offensichtlich beherrschten.

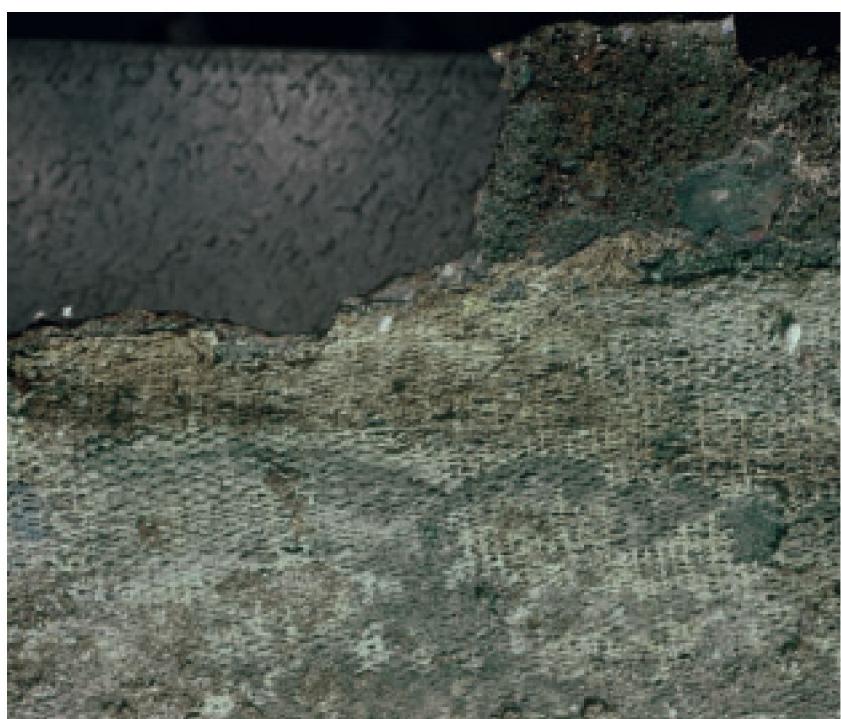
Unbekannte Materialeigenschaften

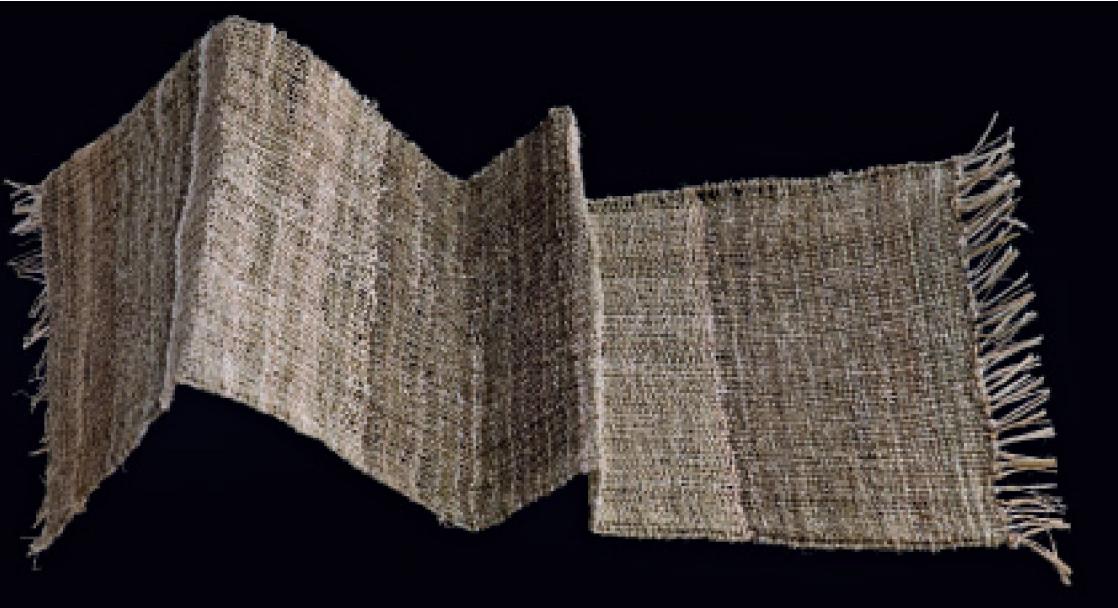
Durch den Anbau von Hanf zur Rekonstruktion des oben beschriebenen Brettchengewebes, bot sich ebenfalls die Gelegenheit, ein Hanfbastgewebe zu rekonstruieren, das im Rahmen eines DFG-Projekts über die Bronzeliege aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf in den Fokus gerückt war. Auf der Bronzeliege ließen sich unter den Auflagen und Polsterelementen vier Hanfbastgewebe unterscheiden. Das größte Gewebe diente als Unterlage für Liegefläche und Rückenlehne. Unmittelbar darauf, jedoch nur auf die Liegefläche begrenzt, lag ein gestreiftes Ge-

webe aus Hanfbaststreifen, die weitgehend unbearbeitet waren (Abb. 4). Die Streifenmusterung wurde anfangs ausschließlich auf die Verwendung von den oberen oder den unteren Teilen des Hanfstängels zurückgeführt, die sich optisch unterscheiden. Im Rahmen der Rekonstruktion zeigte sich, dass für diese Farbunterschiede auch andere Gründe in Frage kommen, wie Ort der Anpflanzung, Erntejahr, Lagerungsbedingungen oder mögliche Nachbehandlungen. Bei der Verarbeitung der Hanfstängel wurde deutlich, dass die äußersten Faserschichten immer dunkler sind und umso heller werden, je weiter sie im Inneren liegen. Anhand der praktischen Versuche ließ sich auch die Aussage bestätigen, dass das ursprüngliche Gewebe eine Webbreite in der Länge der Bronzeliege hatte, das heißt mindestens 2 m breit war. Diese Aussage war insofern in Frage gestellt worden, weil die webtechnische Ausführung eines schmalen, langen Gewebes für die Sitzbank wesentlich einfacher gewesen wäre. Die Antwort lag in der Beschaffenheit der Hanfbaststreifen, die sich nie länger als 1 m abziehen und sich im ungerösteten Zustand nicht verzwicken ließen. Es ist also davon auszugehen, dass die Weblänge nicht mehr als 1 m betrug beziehungsweise der Tiefe der Sitzfläche entsprach. Beim Weben der Rekonstruktion ergaben sich Probleme, die eindeutige Aussagen zum Webvorgang zuließen. Um ein Brechen der Hanfbaststreifen zu vermeiden, mussten sie im feuchten Zustand verwebt werden. Nach dem Austrocknen war das Gewebe locker, das heißt durchscheinend. Das Original zeigte aber auffallend dicht gewebte Fäden. Im trockenen Zustand ließen sich die Fäden erneut verdichten, jedoch nur, wenn das neu gewebte Stück nicht länger als 1 cm war.

3 Proben von handgesponnenen Fäden; unterschiedliche Aufbereitung der Hanfbaststreifen und der fertigen Fäden.

4 Reste des gestreiften Hanfbastgewebes auf der Sitzfläche der Bronzeliege (Eberdingen-Hochdorf).





5 Die Rekonstruktion des gestreiften Hanfbastgewebes zeigte erstaunliche Eigenschaften, die denen von dünnem Blech in vieler Hinsicht gleichen.

6 Gewebe aus Eberdingen-Hochdorf, in das zusätzliche Musterelemente eingewebt worden sind. Sie bestehen aus Rauten mit inneliegendem Dreieck.

Frau Igel geht davon aus, dass bei der Herstellung des Originals zwei oder drei Personen am Webstuhl gearbeitet haben und diese nicht mehr als 1 cm pro Tag gewebt haben. Das zeigt, wie zeitaufwendig diese Arbeit war, die durch die Breite des Webstuhls zudem relativ viel Platz benötigte. Ganz unerwartet wurden durch die Rekonstruktion des Hanfbastgewebes auch neue Erkenntnisse zu den Materialeigenschaften gewonnen. Fäden aus Hanf- beziehungsweise Gehölzbaststreifen sind im Gegensatz zu Fäden aus aufbereiteten Fasern relativ steif. Überraschenderweise zeigten die Rekonstruktionen aber trotz genannter Steifheit eine gewisse Geschmeidigkeit und Flexibilität, die an weiches Metallblech erinnert. Beliebig verformbar kann das Hanfbastgewebe in Form gebogen werden und verbleibt ohne weiteres Zutun in der jeweiligen Position (Abb. 5). Verformungen können mithilfe von Feuchtigkeit wieder entfernt werden. Mit dieser Materialeigenschaft war dieses feste und robuste Gewebe für viele praktische Funktionen geeignet.

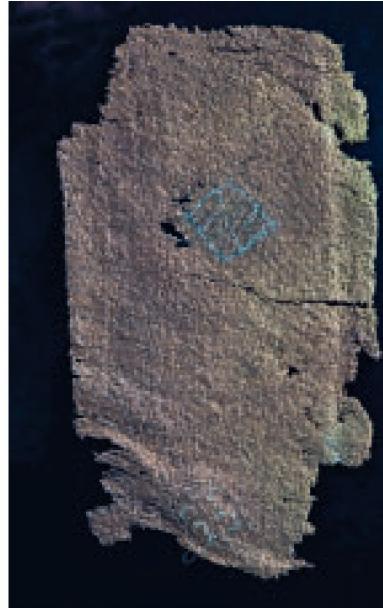
Fliegender Faden

Bei einem früheisenzeitlichen Köpergewebe aus Hochdorf, das zusätzliche Einzelmotive in Form von Rauten mit inneliegendem Sonnenzeichen aufwies, sollte die These gefestigt werden, dass zusätzliche Musterungen primär während der Herstellung der Gewebe eingearbeitet wurden und ein nachträgliches Verzieren zum Beispiel durch Stickerei im prähistorischen Textilhandwerk keine maßgebliche Rolle gespielt hat (Abb. 6). Hier kommen herstellungstechnische Traditionen zum Tragen, die davon ausgehen, dass sich die Weberei im mitteleuropäischen Raum aus so genannten Kettenstoffen entwickelt hat, die sich in vielen Varianten unter den Textilien aus den neolithischen

Seeufersiedlungen rund um die Alpen fanden. Kettenstoffe sind Textilien, bei denen ein Fadensystem, die so genannte Kette, zum Beispiel an einem Stock befestigt und im rechten Winkel dazu das andere Fadensystem zur Stoffbildung eingetragen wird. Dabei muss jeder Kettfaden mit der Hand einzeln angehoben werden. Ein Vorgang, der beim Weben durch Vorrichtungen mechanisiert ist. Beim Gewebe aus Hochdorf konnte experimentell eine Kombination von Web- und Kettstofftechnik nachgewiesen werden. Für die Musterelemente kamen helle Hanfbastfäden und blaue Wollfäden zum Einsatz. Mithilfe einer Schlingtechnik, die auch als Soumak oder „Fliegender Faden“ bekannt ist, wurde diese Musterung während des Webvorgangs eingearbeitet (Abb. 7; 8).

Kostbarkeit aus der frühen Bronzezeit

Zwischen den Textilien aus Hochdorf und aus den neolithischen Seeufersiedlungen im Umkreis der Alpen liegen teilweise über 4000 Jahre. Es scheint daher fragwürdig, herstellungstechnische Verknüpfungspunkte in Betracht zu ziehen. Dazu muss jedoch vermerkt werden, dass sich das Textilhandwerk der Seeuferbewohner vom Neolithikum bis zur frühen Bronzezeit in einigen wesentlichen Grundzügen nicht verändert hat. Dies betrifft einen Zeitraum von mindestens 2000 Jahren. Die Gründe dafür liegen nicht in einer mangelnden Innovationsbereitschaft und sind ebenso wenig als Folge einer Stagnation zu sehen. Letztendlich war das Textilhandwerk im Neolithikum bereits so perfekt auf die alltäglichen Anforderungen der Pfahlbauern abgestimmt, dass offensichtlich kein Handlungsbedarf bestand. Als für die Große Landesausstellung Baden-Württemberg 2016 mit dem Titel „4000 Jahre Pfahlbauten“ Funde herausgesucht wurden, war klar, dass ein gemustertes Ge-





webe aus der frühen Bronzezeit im Mittelpunkt stehen würde. In der Forschung wurde dieser Fund aufgrund seiner Herstellungstechnik bisher kontrovers diskutiert. Datiert wird er an den Übergang von der frühen zur mittleren Bronzezeit von 1700 bis 1440 v. Chr. (kalibrierte Radiokarbonatierung). Mehrfach als Stickerei bezeichnet, sollte geklärt werden, ob dieses Gewebe ebenfalls eine Kombination aus Web- und Kettstofftechnik ist. Dies konnte anhand der Rekonstruktion zweifelsfrei belegt werden (Abb. 9; 10). Fragmente dieses Gewebes, das aus dem schweizerischen Iringenhausen stammt, wurden im 19. Jahrhundert aufgrund seiner Sonderstellung in verschiedene Sammlungen verkauft und befinden sich heute in Museen in Zürich, Basel, Bern, Biel, Paris, London und Mannheim. Das uns dankenswerterweise zur Verfügung gestellte Fragment stammt aus den Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen. Den kulturhistorischen Wert archäologischer Tex-



tilien anhand herstellungstechnischer Traditionen festzumachen, hat bisher wenig Beachtung gefunden. Aus heutiger Sicht stehen ihr Aussehen, die Wahl des Rohmaterials oder der errechnete Zeitaufwand für ihre Herstellung als ein fiktiver Richtwert im Mittelpunkt. Welche Aspekte den Wert damaliger Textilerzeugnisse tatsächlich bestimmten, ist schwer einzugrenzen. Es ist aber offensichtlich, dass Aussehen, Material und Zeitaufwand nur drei Faktoren waren. Die Art, wie die Gewebe und Muster hergestellt wurden, war daneben ebenso wichtig, auch wenn sich dies optisch nicht auf den ersten Blick erkennen ließ. Die Rekonstruktion des bronzezeitlichen Gewebes aus Iringenhausen und des früheisenzeitlichen Gewebes aus Hochdorf belegen, dass deren Muster während der Herstellung der Gewebe eingearbeitet worden sind. Prähistorische Textilien waren keine Verzierungsträger. Ihre Wertigkeit erschloss sich nur über das Gesamtwerk.

7 Die Raute mit innliegendem Sonnenzeichen (Swastika) ist ein häufiges Motiv im frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf.

8 Während der Rekonstruktion des Gewebes: Der Eintrag des Musters ist eine Soumak-Technik, die auch als „fliegender Faden“ bezeichnet wird. Scharfe Augen und gutes Licht waren unerlässlich, um die Musterfäden aus Hanfbast und Wolle einzuarbeiten. Die Fäden des Grundgewebes waren mit der Kermes-Schildlaus (Kermes vermilio) rot gefärbt.



9 Beim Weben: die Rekonstruktion des frühbronzezeitlichen Gewebes aus Iringenhausen (CH). Die aufwendige Mustergestaltung, die während des Webens eingearbeitet wurde, ist keine Stickerei. Die Musterung lässt erkennen, wie umfangreich das Wissen im Bereich der Fädenherstellung, der Färberei und bei den Webverfahren war.



10 Die Rekonstruktion des Gewebes aus Irgenhausen in der Schweiz. Der gezeigte Motivausschnitt hat sich wahrscheinlich wiederholt. Vielleicht war es Teil eines Frieses im Inneren eines Hauses.

Glossar

Körperbindung

Neben der Leinwand- und der Atlasbindung eine der drei Grundbindungsarten für gewebte Stoffe. Unter Bindung eines Gewebes versteht man die Art der Verkreuzung von rechtwinklig zueinander stehenden Fadensystemen – senkrecht die Kette und waagerecht der Schuss. Körperbindungen sind am diagonalen Grat zu erkennen, der nach rechts oder links im Gewebe verläuft.

Fazit

Im Unterschätzen archäologischer Handwerkstechniken, die sich in einfachen Rekonstruktionen zeigt, steckt die Gefahr, die kulturhistorischen Leistungen, die hinter den Funden stecken, unzureichend wiederzugeben. Die gezeigten Beispiele der Experimentellen Archäologie geben quellenorientiert aber auch erlebbar Einblick in den Stand und die Bedeutung des Textilhandwerks. Sie können und wollen nicht die Fragen nach der damaligen Kleidung beantworten, aber sie können helfen, archäologische Textilien in einem wesentlich breiteren Spektrum wahrzunehmen. Damit kann gleichzeitig die Fokussierung auf die Kleidung reduziert werden, die wir auf der Basis – seriöser Wissensvermittlung – nur in wenigen Ausnahmen rekonstruieren können. Mit diesem Beitrag soll kein Stab über einfache Rekonstruktionen von archäologischen Textilien in Museen, im Besonderen von Kleidung, gebrochen werden. Er soll aber verdeutlicht werden, dass mit diesem Vermittlungsmedium verantwortungsbewusster umgegangen werden muss, um der kulturhistorischen Bedeutung dieser Funde gerecht zu werden.

Danksagung

Die genannten Projekte wären ohne die Arbeiten von Hildegard Igel, einer ehrenamtlich für das Lan-

desamt für Denkmalpflege sowie verschiedene Museen tätigen Spinnerin und Weberin, nicht möglich gewesen. Es ist ihrer Hartnäckigkeit, Akribie und Neugierde zu verdanken, dass vergessene Herstellungstechniken, zumindest ansatzweise, wieder aufgedeckt wurden und so die kulturhistorische Beurteilung archäologischer Textilien unter einem anderen Blickwinkel erlauben. Ihr sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Das DFG-Projekt „Die Sitzbank von Hochdorf – Untersuchungen zur Machtdemonstration in der frühen keltischen Welt“ wurde maßgeblich von dem 2015 verstorbenen Dr. Jörg Biel initiiert und vom Landesmuseum Württemberg in Stuttgart durch Dr. Erwin Keefer koordiniert.

Literatur

Arbeitsberichte zu den genannten Projekten, die Hildegard Igel verfasst hat, liegen im Landesamt für Denkmalpflege in der Textilarchäologie vor und können auf Anfrage eingesehen werden.

Johanna Banck-Burgess: Unterschätzt. Die Textilien aus den Pfahlbauten. 4000 Jahre Pfahlbauten. Begleitband zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2016, hg. v. Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg und dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Ostfildern 2016, S. 358–364.

Antoinette Rast-Eicher/Anne Dietrich: Neolithische und bronzezeitliche Gewebe und Geflechte. Die Funde aus den Seeufersiedlungen im Kanton Zürich. Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 46, Zürich und Egg 2015.

Johanna Banck-Burgess: Mittel der Macht. Textilien bei den Kelten Instruments of Power. Celtic Textiles, Hembsbach 2012.

Johanna Banck-Burgess: Hochdorf IV, Die Textilfunde aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) und weitere Grabtextilien aus hallstatt- und latènezeitlichen Kulturgruppen, in: Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte 70, Stuttgart 1999.

Jörg Biel: Der Keltenfürst von Hochdorf, Stuttgart 1985.

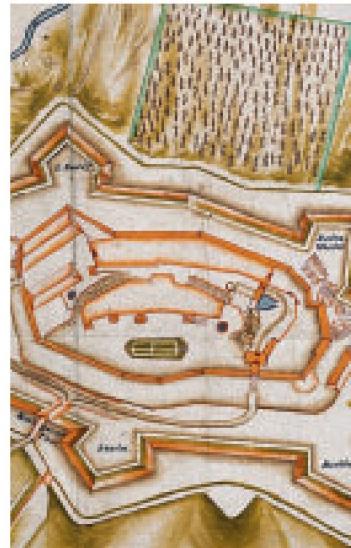
Udelgard Körber-Grohne: Die biologischen Reste aus dem hallstattzeitlichen Fürstengrab von Hochdorf, Gemeinde Eberdingen (Kreis Ludwigsburg), in: Hochdorf I. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte 19, Stuttgart 1985, S. 87–162.

Dr. Johanna Banck-Burgess
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Plötzlich über vier Mal so groß! Neu entdeckte Festungswerke um die Hochburg bei Emmendingen

Bei der Erfassung archäologischer Bodendenkmale haben neue Prospektionsmethoden wie der Airborne-Laserscan neue Möglichkeiten eröffnet. Geländeformationen im Wald können damit ergänzend zu der bereits seit Langem systematisch betriebenen Luftbildarchäologie erkannt werden. Das Potenzial, das in der Anwendung dieser Methode liegt, lässt sich anhand der barocken Festungsanlage Hochburg bei Emmendingen veranschaulichen.

Bertram Jenisch



Burg und Festung Hochburg

Die Hochburg ist nach dem Heidelberger Schloss und der Burg Rötteln die größte badische Burg. Die Burgruine liegt auf dem nördlichen Ausläufer des so genannten Hornwalds, einer 358 m hohen Erhebung über dem Steilhang des Brettenbachtals (Abb. 1). Aus der erstmals Ende des 11. Jahrhunderts fassbaren Adelsburg entstand durch mehrfache Erweiterungen zunächst eine markgräflisch-badische Residenz. Unter Markgraf Karl II. von Baden kam es zwischen 1552 bis 1577 zu einer bedeutenden Vergrößerung und erheblichen Umgestaltung der mittelalterlichen Burg. Die meisten der heute sichtbaren Gebäudereste entstammen dieser Zeit. Die Hochburg war die bedeutendste Festung in der Markgrafschaft Baden, die bereits früh reformiert wurde. Die Grenzlage zu den katholischen vorderösterreichischen Vorlanden stiegerte deren Bedeutung und beförderte den Umbau vor dem Hintergrund der drohenden militärischen Konflikte. Lange vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges umgab man die Hochburg zwischen 1598 und 1611 mit einem Ring von sieben Bastionen, die mit Mauerzügen, so genannten Kurtinen, verbunden wurden. Die unterschiedlich großen Bastionen gleichen sich in ver-

schiedener Ausformung der topografischen Situation an. Die Festungsanlage um die ehemalige Burg hatte damit die beachtlichen Ausmaße von 3,2 ha erreicht.

Hinweis auf äußerer Festungsring

Schwachstelle der Festung blieb der südlich vorragende, etwas höher gelegene Hornwald, den man durch vorgelagerte Wälle und Schanzenanlagen zu befestigen suchte. In verschiedenen historischen Plänen sind an dieser Stelle Festungswerke verzeichnet. Es blieb allerdings unklar, ob es sich bei diesen Karten um real existierende Festungsanlagen oder lediglich um Planungen handelte, die nie ausgeführt worden sind. Nach mehrfacher Belagerung und Einnahme 1634 bis 1636 wurden die ursprünglichen Außenwerke zerstört. Ihre Wiederherstellung erfolgte 1660 bis 1668; 1676 kamen im Südwesten und Südosten neue Außenwerke hinzu. Einzelheiten zum Aussehen der Anlagen beschreibt ein Lagerbuch aus dem Jahr 1670. Der 1675 von Geometer Christoff Heer aufgemessene geometrische Grundriss der Festung Hachberg hält das Ausmaß dieser Fortifikationen fest (Abb. 2). Seine Vermessung der eigentlichen Festung selbst sowie des Meierhofs sind stimmig. Wenn man das

1 Ruine der Hochburg von Osten gesehen.



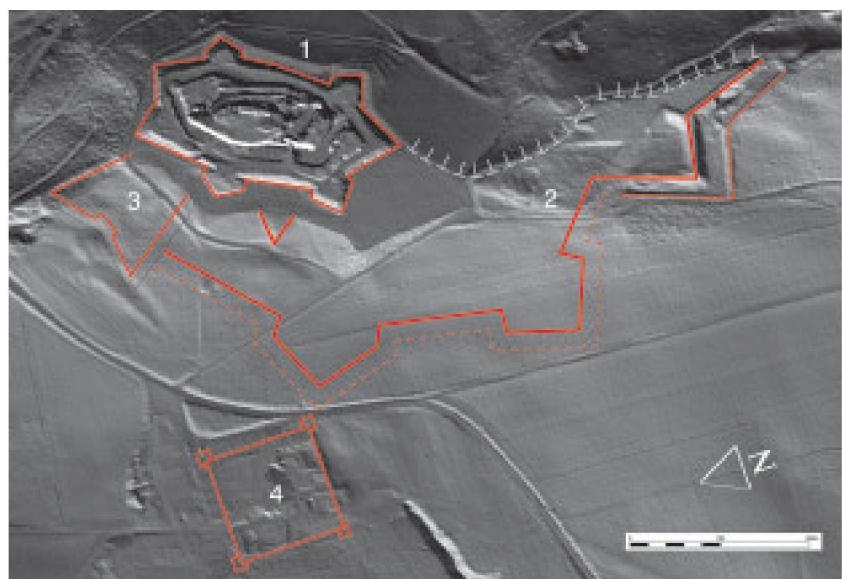


2 Emmendingen, Hochburg. Geometrischer Grundriss der Hochburg. Zeichnung von Christoff Heer, 1675.

auch für die westlich der Burg liegenden Festungswerke annimmt, hätte die Gesamtanlage enorme Dimensionen erreicht. Von den Festungswerken sind in dem heute vorwiegend von Wiesen und Obstplantagen genutzten, flach geneigten Hang keine obertägig sichtbaren Reste erkennbar. Im Hornwald südlich der Burg kann der aufmerksame Beobachter jedoch noch heute Geländestrukturen ausmachen.

Airborne-Laserscan als Grundlage der Entzerrung des historischen Plans

Im Hornwald haben sich markante Reste dieser in historischen Plänen abgebildeten Festungsanlage als Bodendenkmal erhalten. Jahrelang blieben sie bei Überfliegungen unerkannt, im Airborne-Laserscan zeichnen sie sich jedoch klar ab und können bei Geländebegehungen vor Ort überprüft werden. Die Reste einer großen dreieckigen Bastion mit Seitenlängen von 80 bis 100 m sind be-



sonders bemerkenswert (Abb. 3.2). Von dem über 10 m breiten Graben ragen die Flanken des Erdwerks 8 m auf (Abb. 4). An der Außenseite des Grabens bildet sich ein leichter Wall ab. Besonders markant ist das südliche Ende des Grabens erhalten, hier wurde ein Steinbruch zur Gewinnung des Baumaterials für die Bastionen in die Wehranlage einbezogen. An der Wallkrone ist ein niedriger Wall ausgebildet, der der Besatzung, verstärkt durch Palisaden, Schutz bot (Abb. 5).

Nördlich der Festung Hochburg sind auch vom so genannten Hornwerk Bodenzeugnisse erhalten (Abb. 3.3). Das rechteckige Grabenwerk mit zwei markant hervorspringenden Ecken sicherte im Norden den Zugang zur Festung. Die nordwestliche Flanke ist als Geländerippe unter Bewuchs bewahrt.

Der zunächst sehr präzise erscheinende Plan von Christoff Heer lässt sich nicht ohne Weiteres auf den modernen Katasterplan übertragen. Während der Kernbereich der Burgruine recht maßhaft wiedergegeben ist, kam es offenbar aufgrund des stark geneigten Geländes zu Mess- oder Übertragungsfehlern bei der Darstellung der äußeren Befestigungslinie. Dies wird deutlich, wenn man versucht, den historischen Plan mit der Darstellung der Wehranlage im Bereich des Hornwalds in Deckung zu bringen. Formal entspricht die Darstellung dem Geländebezug, die Darstellung ist allerdings gedehnt.

Die neu hinzugekommenen Befunde des Airborne-Laserscan stellen die als Geländemarkale erhaltenen Reste der Befestigungswerke maßhaft dar und erlauben eine Entzerrung der historischen Darstellung. Zu der zuvor gesicherten Lage der Festung Hochburg und des Meierhofs kommen nun zwei weitere gesicherte Passpunkte: die südliche Bastion und die Nordflanke des Hornwerks. Damit ist eine gesicherte Überlagerung auf das Geländerelief möglich (Abb. 3). Offenbar wurde die gesamte Hangflanke, die der Hochburg westlich vorgelagert ist, im 17. Jahrhundert in ein großes Befestigungssystem einbezogen. Der Steilabfall zum Brettenbachtal blieb ohne markanten Ausbau. Die der Burg vorgelagerten Wehranlagen erstreckten sich auf einer Fläche von 10,4 ha. Insgesamt kommt die barocke Festung Hochburg, ohne den separat befestigten Meyerhof, auf eine Fläche von 13,6 ha. Das nun bekannte Ausmaß der zu großen Teilen als Bodendenkmal erhaltenen Festung vergrößerte sich somit auf das über Vierfache! Daher ist die Hochburg zu den großen barocken Festungswerken in Südwestdeutschland zu zählen, ihr Ausbau erfolgte zudem sehr früh. Obwohl sie primär der territorialen Sicherung der markgräflich-badischen Gebiete diente, kann sie sich mit den großen Festungen entlang des Rheins messen.



4 Emmendingen,
Hochburg. Graben der
barocken Festung im
Hornwald.

Denkmal im Forst

Gemeinsam mit dem zuständigen Forstrevier wurde ein Konzept für eine denkmalverträgliche Nutzung des Hornwalds entwickelt. Bislang war das stark reliefierte Gelände nicht als Bestandteil der barocken Festungsanlage wahrgenommen worden. Bei einem gemeinsamen Ortstermin kam man überein, die Fläche als Sonderbereich in der Forstnutzungskarte auszuweisen. Bei der Bewirtschaftung des vorwiegend mit Rotbuchen bestandenen Forsts sollen die Belange des Denkmalschutzes berücksichtigt werden. Das heißt insbesondere, dass keine Befahrung mit schwerem Gerät erfolgen soll. Ferner sollen windwurffährdete Bäume im Bereich der Wälle gezielt gefällt werden. Zur Schaffung von Sichtachsen im Bereich der Gräben soll der Baumbestand aufgelistet werden. Es ist geplant, entlang der vorhandenen Wanderwege durch Infotafeln auf die neu hinzugewonnenen Erkenntnisse aufmerksam zu machen.

Ausblick

Lediglich im Wald haben sich die Reste der äußeren Festungsanlage um die Hochburg obertägig sichtbar erhalten. Im angrenzenden Wiesengelände wurden die Wälle auf großen Strecken eingeplant. Die verfüllten Gräben wären hier lediglich unter Einbeziehung geophysikalischer Messmethoden darstellbar. Die Beseitigung der Wall-Graben-Anlage veranlasste bereits Markgraf Friedrich Magnus 1681. Durch die Zerstörung der Festungswerke glaubte er, eine Belagerung durch die Franzosen abwenden zu können. 1684 wurde das Schloss durch Brand zerstört und 1688 von französischen Truppen eingenommen, welche die verbliebenen Festungswerke sprengten. Seither hat die Hochburg ihre Bedeutung als Festung verloren. Dank des großen ehrenamtlichen Engagements des Hochburgvereins seit 1971 wird die Burg in-



5 Emmendingen, Hochburg. Randwall auf der Innenseite der Bastion.

stand gehalten und hat sich zu einem beliebten Ausflugsziel im Umland von Emmendingen entwickelt. Mit großem Einsatz wurde jüngst im einzigen erhaltenen Eckturm des befestigten Meierhofs ein Informationszentrum zur Hochburg eingerichtet. Nun gilt es auch, die neu erkannten Elemente zu pflegen und gemeinsam mit Forst und Denkmalpflege für Besucher zu erschließen.

Literatur

Rolf Brinkmann: Hochburg bei Emmendingen, Berlin/München 2001.
Meinrad Schaab: Gemarkung des Schlosses Hachberg von Friedrich Benjamin Seuffert, 1784, in: Historischer Atlas Baden-Württemberg. Erläuterungen. Beifort zur Karte I,6, Stuttgart 1976, S. 1–8.

Dr. Bertram Jenisch
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg



Ausgegraben – Ausgewertet – Ausgestellt

Stadtmuseum Horb präsentiert wertvolle archäologische Funde aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Horb-Altheim

Im Herbst 2016 herrscht im Stadtmuseum am historischen Marktplatz von Horb reges Treiben. Maler, Vitrinenbauer und Ausstellungsmacher geben sich die Klinke in die Hand, um rechtzeitig zum Eröffnungstermin die neu konzipierte archäologische Dauerausstellung im ersten Stock des BürgerKulturHaus fertigzustellen. Am 14. Oktober 2016 ist es dann so weit: Die Präsentation zum frühmittelalterlichen Gräberfeld von Horb-Altheim wird in feierlichem Rahmen der Öffentlichkeit übergeben.

Denise Beilharz

Wie alles begann

„Sensation auf dem Altheimer Talberg“ – in dieser Art titelten verschiedene Tageszeitungen im Sommer 1999. Archäologen waren – als sie im Zuge der Erschließung des Neubaugebietes auf dem Talberg römische Siedlungsreste dokumentierten – überraschend auf 1500 Jahre alte frühmittelalterliche Gräber mit reichen Ausstattungen gestoßen. Insgesamt 77 Bestattungen konnten von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes mit Unterstützung ehrenamtlicher Helfer untersucht und geborgen werden. Die Verstorbenen waren von ihren Angehörigen mit wertvollem Schmuck, Nahrungsmitteln in Glas- und Keramikgefäßen, Werkzeugen, Utensilien zur Körperpflege, Waffen und sogar einem Reitpferd für das Jenseits ausgestattet worden (Abb. 4). Be-

reits während der laufenden Ausgrabungen war das Interesse der Öffentlichkeit an den Entdeckungen groß. Es kamen viele Besucherinnen und Besucher, um sich über die archäologischen Arbeiten und Funde zu informieren.

Der Geschichte auf der Spur

Grabbeigaben, Grabbau und menschliche Überreste geben Hinweise auf das Leben und den Tod der frühmittelalterlichen Bestattungsgemeinschaft von Horb-Altheim. Die Entschlüsselung dieser Botschaften lieferte den Stoff für vielfältige spannende Geschichten und so manche Überraschung: Wie kommt ein Prunkgefäß aus dem Karpatenbecken in das Grab einer auf dem Talberg bestatteten Frau? Warum wurden kleine Kinder mit Schmuckanhängern aus Bären- und Wolfzähnen



1 *Blick in die neu gestalteten Ausstellungsräume im Stadtmuseum Horb.*



ausgestattet? Was haben die Verstorbenen mit den reiternomadischen Hunnen zu tun? Warum trugen Männer Ohrringe? Woher kamen die Gründer der Siedlung, die sich vor 1500 Jahren am Rand des Schwarzwalds niederließen?

Herzlich Willkommen im Stadtmuseum Horb

Neugierig geworden? Antworten auf diese und viele weitere spannende Fragen gibt die neue Ausstellung im Stadtmuseum Horb (Abb. 1). Erfahren Sie mehr über die Lebensweise und Grabsitten der weit gereisten Altheimer Bestattungsgemeinschaft. Sie erwartet eine Auswahl an beeindruckenden Originalfunden aus dem Gräberfeld (Abb. 2; 3), Filmaufnahmen von den archäologischen Ausgrabungen auf dem Talberg und eine Medienstation mit Hintergrundinformationen.

Literatur

Denise Beilharz: Das frühmerowingerzeitliche Gräberfeld von Horb-Altheim. Studien zu Migrations- und Integrationsprozessen am Beispiel einer frühmittel-

terlichen Bestattungsgemeinschaft, in: Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 121, Stuttgart 2011.

Praktischer Hinweis

Stadtmuseum Horb
Marktplatz 4
Im BürgerKulturHaus
72160 Horb am Neckar
Tel. 07451/901226
Öffnungszeiten: Mo, Mi, Fr, So von 14–17 Uhr und nach Vereinbarung.
Eintritt frei. Ein rollstuhlgerechter Zugang ist vorhanden.
www.horb.de/de/Freizeit+Tourismus/Natur+Geschichte/Stadtmuseum

Dr. Denise Beilharz

Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und
Wohnungsbau Baden-Württemberg
Referat 26 – Denkmalpflege und Bauberufsrecht
Schlossplatz 4
Neues Schloss
70173 Stuttgart

2 Das im Stadtmuseum Horb ausgestellte repräsentative Schwert aus Grab 52 verfügt über silberne und feuervergoldete Beschläge mit Stein- und Glaseinlagen. Eine am Griff befestigte Perle aus geschliffenem Bergkristall sollte den Schwertträger auf magische Weise schützen.

3 Die ebenfalls präsentierte Ausstattung von Grab 14 aus der Zeit um 500 n. Chr. ist eine der schönsten des gesamten Bestattungsplatzes. Zu ihr gehören wertvolle und aufwendig gestaltete Schmuckstücke aus Silber, Gold und Almandin, Perlen aus Bernstein, Glas und Chalzedon sowie zwei Trinkgefäß aus Glas und Keramik und ein Kamm aus Rothirschgeweih.



4 Freigelegtes Pferdeskelett in Grab 69 während der Ausgrabung: Bestandteile des Pferdegeschirrs sind in der neuen Ausstellung zu sehen.

Denkmalporträt



Archäologie eines technischen Denkmals Die Schleusenanlage der ausgebauten Festung Heilbronn der Jahre 1734 bis 1739

Für die geplante Erweiterung des Science-Center experimenta Heilbronn führte das Landesamt für Denkmalpflege zwischen 2015 und 2016 umfangreiche archäologische Ausgrabungen auf dem etwa 5000 qm großen Gelände des bis 2014 existierenden Biergartens durch. Den Ausgangspunkt für diese Rettungsgrabung bildeten in Schriftquellen erwähnte Wassermühlen auf der „Kraneninsel“, deren dichter Baubestand mit Gewerbe- und Wohnbauten des 14. bis 20. Jahrhunderts archäologisch erforscht wurde.

Eine Besonderheit innerhalb des von Mühlen geprägten Areals stellen die in einer Tiefe von 5 m vorgefundenen, gut erhaltenen Reste einer hölzernen Schleusenanlage dar. Historische Karten und Schriftquellen aus den Jahren 1734 und 1735 bezeugen den infolge der Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich bedingten Ausbau der Befestigungsanlagen der Stadt Heilbronn nach Westen hin als Schanze. Der vom Neckar gespeiste Schanzengraben wurde am Ober- und Unterlauf durch jeweils ein Schleusentor verschlossen. In der Aufsicht ähneln die Torbereiche den zeitgleichen Schiffsschleusen mit zweiflügeligen Stemmtoren, wie sie Jacob Leupold in seinem Werk „Schauplatz der Wasser-Bau-Kunst“ von 1724 beschreibt. Die vollständig höl-

zerne Ausführung der 18,4 m × 15 m großen Anlage des nördlichen Schleusentores ist indes deutschlandweit einzigartig. Die für Schiffs-schleusen typische tiefe Pfahlgründung, wie diese bei der „alten Leineschleuse“ Hannover-Herrenhausen von 1768/69 zu beobachten ist, liegt für Heilbronn nicht vor. Lediglich ein über kleinere Pfähle (maximal 1,2 m Länge) gesicherter Balkenrost mit jeweils einer zusätzlich vorgesetzten Pfahlreihe im Bereich des Zulaufes ist als Unterkonstruktion archäologisch nachweisbar. Im Bereich des Wasserzulaufs wurde auf den mit Steinen aus gefachten Balkenrost aus Eichenholz ein Holzbo den aus Tannenholzbohlen aufgenagelt. Die 370 dendrochronologischen Datierungen bestätigen die historische Angabe des Baubeginns im Spätjahr 1734. Bereits fünf Jahre nach der Errichtung wurde den Schriftquellen zufolge die Anlage zurückgebaut und die zuvor hier existierenden Gärten wurden wiederhergestellt. Die ehemals 2 m hohen Spundwände aus Pfählen und Balkenlagen wurden auf halber Höhe abgesägt und das zweiflügelige Stemmtor samt der zum Öffnen und Schließen dienenden hölzernen Schiebestangen sowie eine mögliche hölzerne Klappbrücke nach holländischem Vorbild abgebaut. Der im Boden verbliebene Teil der Anlage war für 278 Jahre

durch den hohen Grundwasserspiegel konserviert und wies trotz der dichten und tiefgründigen Bebauung des 18. bis ins 20. Jahrhundert nur geringe Störungen auf.

Dieser Schleusentyp ist anhand überliefelter Baupläne bekannt. Dennoch kann nur über die archäologische Ausgrabung der tatsächliche Baubestand im Detail nachvollzogen werden. Bereits während des Freilegens der Anlage wurde von Seiten des Landesamts für Denkmalpflege, der experimenta Heilbronn sowie der Stadt Heilbronn eine Konservierung der Schleuse erwogen. Aufgrund der Lage und Größe war eine Integration in den neu entstehenden Gebäudetrakt der experimenta jedoch nicht realisierbar. Nach intensiven Diskussionen hat man sich dafür entschieden, dass nur Stücke von besonderer technischer Bedeutung, wie Teilbereiche der Spundwand und der Anschlag der Stemmtore (Drempelschwelle), konserviert werden können. Weil dieses Denkmal im Zuge der archäologischen Ausgrabungen endgültig entfernt wurde, hat man es mittels 3-D-Laserscanning vorab dokumentiert, sodass es zumindest digital zukünftig noch räumlich erlebbar ist. Ein kurzer Film des dreidimensional erfassten Modells sowie Informationen zum 1734 geplanten Ausbau der Befestigungsanlage sind seit diesem Jahr Bestandteil der ständigen Ausstellung im „Haus der Stadtgeschichte“ Heilbronn.

Literatur

Olaf Goldstein/Ivonne Weiler-Rahnfeld: Das mittelalterliche und neuzeitliche Mühlenviertel von Heil-

bronn, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, 2015, S. 320–324.

Wolfgang Neß: Die alte Leineschleuse in Hannover-Herrenhausen. Historische Entwicklung und Restaurierungsmaßnahme, in: Berichte über die Tätigkeit der Bau- und Kunstdenkmalflege in den Jahren 1993–2000, hg. v. Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover 2001, S. 358–372.

Jacob Leupold: *Theatrum machinarum hydrotechnicarum*. Schauplatz der Wasser-Bau-Kunst, Leipzig 1724, S. 174–176.

Glossar

Drempelschwelle

Anschlag für das geschlossene Schleusentor, um dieses wasserdicht abzuschließen.

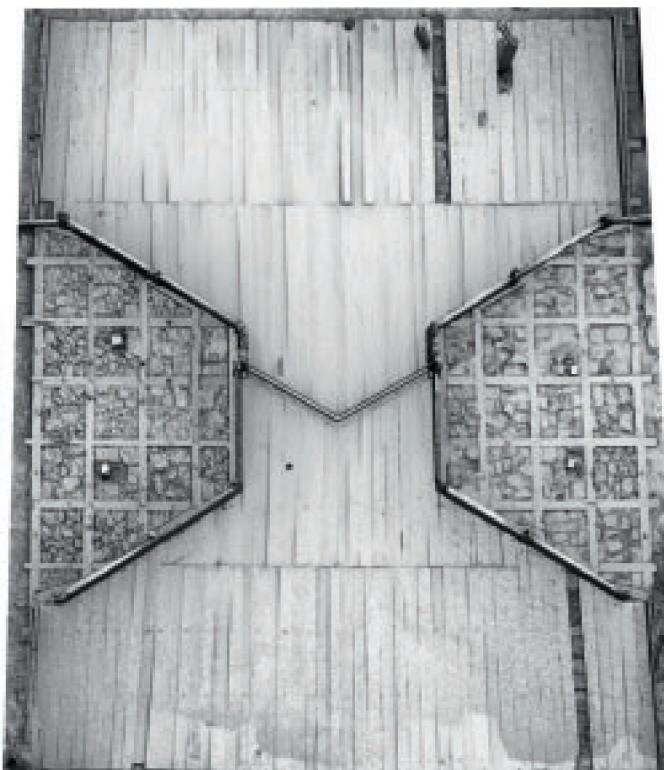
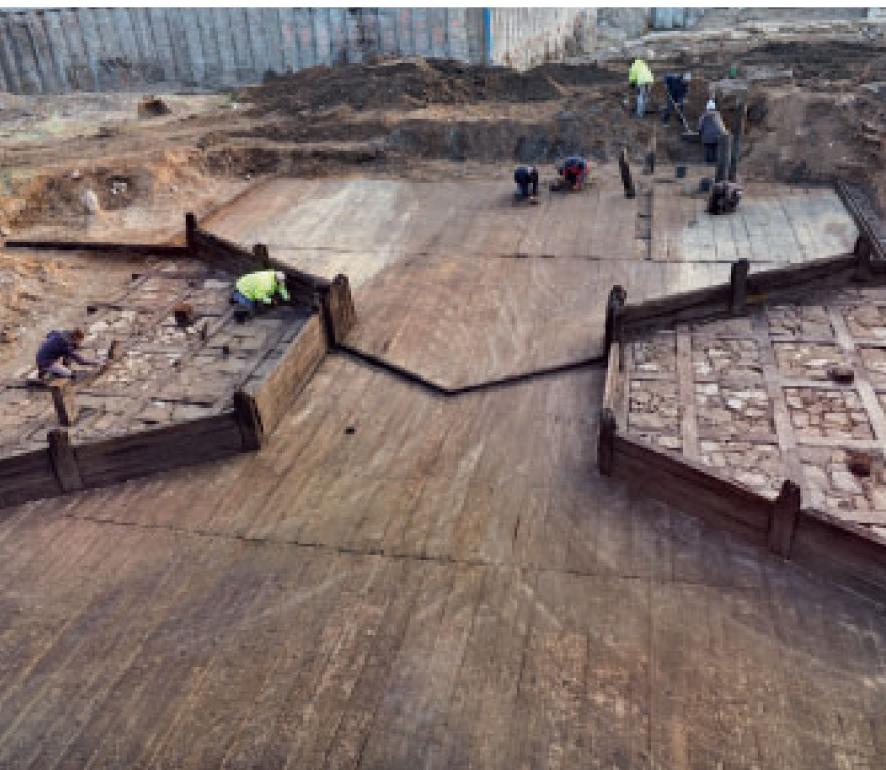
Stemmtor

Bei Schleusen ein typisches Torsystem, bestehend aus zwei Flügeln, die im geschlossenen Zustand an der Drempelschwelle anschlagen. Durch den Druck des Wassers wird das Stemmtor geschlossen gehalten. Das Öffnen und Schließen erfolgt über Schiebestangen oder Drehbäume.

Heilbronn. Foto und 3-D-Laserscan der Schleusenanlage im erhaltenen Zustand von 1739 (Blick nach Nordosten). Auf dem Holzboden sind die fächerförmigen Fließstrukturen des Neckarkieses noch eindrucksvoll zu erkennen, die sich beim Öffnen der Stemmtore in die Tannenholzbohlen einprägten.

Ivonne Weiler-Rahnfeld M. A.

*Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen*



Denkmalporträt



Ein würdiger Rahmen für ein einzigartiges Kulturdenkmal Die Offenburger Mikwe im neuen Gewand

Vor nun fast zehn Jahren wurde in dieser Rubrik ein Denkmal vorgestellt, dessen Einzigartigkeit und überraschende Monumentalität nichts an Anziehungskraft verloren hat: das unterirdische jüdische Ritualbad in Offenburg. Aufgrund des zunehmenden Besucheraufkommens und Interesses an Gruppenführungen initiierte der Förderverein Archiv, Museum und Galerie Offenburg e. V. die Verbesserung der Zugänglichkeit. In diesem Rahmen wurde der bis dato feuchte, schimmlige und unansehnliche Gewölbekeller, von dem aus der Zugang zum Ritualbad erfolgt, durch die Eigentümerin des Gebäudes, die Wohnbau Offenburg GmbH, saniert. Zusätzlich konnte der Gewölbekeller mit einer Dauerausstellung aufgewertet werden. Die Maßnahmen wurden ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Stadt sowie der Kulturstiftung Offenburg, der Regionalstiftung der Sparkasse Offenburg, dem Historischen Verein Offenburg e. V. und privaten Spendern. Die Sanierung in Absprache mit der Unteren und Oberen Denkmalpflegebehörde und die Einrichtung der Dauerausstellung in Kooperation mit dem Museum im Ritterhaus stellt damit ein gelebtes Beispiel für die gemeinsame Umsetzung unterschiedlichster Projektbeteiligter in Sachen Denkmalschutz und Denkmaldidaktik dar.

Unter dem 1794 erbauten Gebäude Glaserstraße 8 erstreckt sich ein eindrucksvoller Gewölbekeller, der lange Zeit als Wein- und Mostlager diente. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Altertumskundler aufmerksam auf einen in die südliche Kellerwand eingelassenen Zugang zu einer geradläufigen Steintreppe. Diese führt 14 m in die Tiefe, wo sich der eigentliche Badeschacht mit einem quadratischen Tauchbecken öffnet. Die funktionale Bauweise lässt keinen Zweifel an der Ansprache des unterirdischen Bauwerks als jüdisches Ritualbad. Gläubige Juden nutzen solche Ritualbäder zur spirituellen Reinigung. Durch vollständiges Untertauchen des entblößten Körpers in „lebendiges Wasser“, in Offenburg war dies Grundwasser, wird spirituelle Unreinheit aufgehoben. Aufgrund der Grundwasserabsenkung liegt der Badeschacht heute trocken und ist begehbar. Die Bauweise der Offenburger Mikwe ist bislang mit keiner anderen vergleichbar, was eine Datierung über Analogieschlüsse erschwert. Die unterirdische Monumentalität des Bauwerks erforderte einen Bauaufwand, der am ehesten demjenigen mittelalterlicher Mikwen ähnelt. Stilistisch datierbare Werksteine aus der Zeit des 13. Jahrhunderts wurden allerdings zweitverwendet verbaut, weshalb Zweifel an einer Datierung in diese Zeit be-

stehen. Ein verheerender Stadtbrand im Jahr 1689 zerstörte die obertägige Bebauung gänzlich, das Areal wurde in der Folge über 100 Jahre als Garten genutzt. Der Keller des Neubaus von 1794 stört nachweislich die ehemalige Zugangssituation zur Mikwe, weshalb sie aus der Zeit vor dem Stadtbrand stammen muss. Als Erbauungszeit werden in der Forschung entweder das 14. oder das 16./17. Jahrhundert diskutiert. Mit dem Neubau im Jahre 1794 erfolgte zudem eine Umnutzung des Badeschachts zur Brunnenstube; die ursprüngliche Funktion geriet in Vergessenheit.

Der feuchte und verschimmelte Gewölbekeller des klassizistischen Gebäudes war zuletzt wenig einladend. Der schimmeldurchsetzte Wandverputz wurde behutsam abgenommen, um die darunter liegenden Backsteinoberflächen möglichst nicht zu schädigen. Zusätzlich konnte mit dem Einbau einer automatisierten Belüftungsanlage und einem Luftentfeuchter das Raumklima bereits deutlich verbessert werden. Die freigelegten Backsteinwände, die Aufwertung der Zugangstreppe sowie eine darauf abgestimmte hölzerne Wegführung durch den Kellerraum schaffen nun eine freundliche und warme Atmosphäre. Im Außenbereich wurde der Zugang vom Hofniveau in den Kellerhals sicherer gestaltet. Die Mikwe selbst wurde in ihrem 2007 sanierten Zustand belassen und lediglich besser ausgeleuchtet.

Die feuchte Raumluft und die große Dimension des Kellers erforderten ein speziell darauf abgestimmtes Ausstellungskonzept. Große Leuchtwände statt gewöhnlicher Ausstellungstafeln empfangen und begleiten die Besucher auf ihrem Weg zum Mikweneingang. Acht großformatige Abbildungen weisen schon von Weitem auf die jeweils zugrundeliegende Thematik jeder Leuchtwand hin. In einer zweiten gestalterischen Ebene behandeln Texte, Pläne und Abbildungen die historisch greifbaren Erkenntnisse zur Anwesenheit von Juden in Offenburg und zu den in einer Mikwe vollzogenen Ritualen und deren religiöser Bedeutung. Weiter werden die Geschichte der Erbauung und Wiederentdeckung sowie die kunsthistorische Ein-

ordnung und Sonderstellung der Offenburger Mikwe erörtert.

Objektpäsentationen erscheinen aufgrund des feuchten Raumklimas sehr aufwendig, weil die Vitrinen klimatisiert werden müssten. Um die Präsentation dennoch aufzulockern, wurde neben dem wiederaufgebauten Brunnenkranz auch ein Diorama für museumsdidaktische Zwecke von Wolfgang Windisch und eine Kunstinstallation zum Thema der Geschirrreinigung von Angelika Nain eingebettet. Ein Lichtspiel bewegt dabei den Schattenwurf verschiedener Küchenutensilien und erinnert an das Eintauchen von Geschirr in „lebendiges Wasser“. Dieser als „kaschern“ bezeichnete rituelle Vorgang wird ebenfalls in Mikwen durchgeführt.

Abgesehen von der spannenden Baugeschichte ist die Offenburger Mikwe ein ungestörtes, authentisches Relikt jüdischen Alltagslebens, dem der nun sanierte Gewölbekeller einen adäquaten Rahmen für den Besuch des beeindruckenden Kulturdenkmals bietet.

Literatur

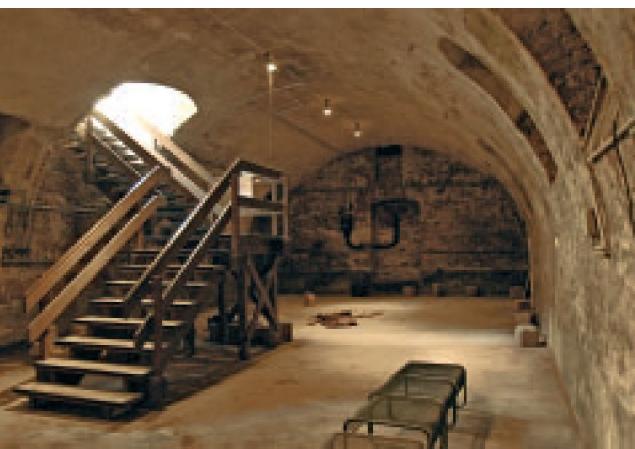
Stefanie Fuchs/Annette Weber: „Dort im Geklüft ein Bad, zierlich in Säulen umreht“, in: *Ganz Rein! Jüdische Ritualbäder*. Begleitband zur Ausstellung der jüdischen Museen Franken, Frankfurt am Main, Hohenems und Wien, Wien 2010, S. 25–37.

Peter Schmidt-Thomé: Die Mikwe von Offenburg. Ein ungewöhnliches Baudenkmal unter der Erde, in: *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege* 36/3, 2007, S. 190–192.

Monika Porsche: Die Offenburger Mikwe, in: *Badische Heimat*, 84, 2004, S. 240–253.

Praktischer Hinweis

Die Dauerausstellung und die Mikwe können im Rahmen von Führungen oder museumspädagogischen Angeboten besichtigt werden. Informationen sind erhältlich beim Museum im Ritterhaus Offenburg, Tel. 0781/822460 oder per E-mail an museumspaedagogik@offenburg.de.



Valerie Schoenenberg M. A.
archist – Büro für archäologische
und kulturhistorische Dienstleistungen
Marienstraße 32
79356 Eichstetten am Kaiserstuhl

Der unwirtliche Gewölbekeller unter dem Gebäude Glaserstraße 8 in Offenburg vor der Sanierung.

Denkmalporträt



Zeugnis einer vergessenen liturgischen Praxis Der evangelische Beichtstuhl in St. Pankratius zu Keltern-Niebelsbach

In Niebelsbach hat sich – nach derzeitigem Wissensstand einzigartig im Enzkreis – ein evangelischer Beichtstuhl des 18. Jahrhunderts erhalten: Zeugnis eines Aspekts historischer lutherischer Liturgie, die heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Das überwiegend holzsichtig belassene Schrankartige Möbel von 2,04 m Höhe weist an der 1,28 m breiten Vorderseite ein grün gefasstes Gesims auf, über dem zwei hölzerne Schiebegitter eingelassen sind; den oberen Abschluss bildet ein auch entlang der 0,92 m tiefen Schmalseiten geführtes grün und rot gefasstes, profiliertes Kranzgesims. Das Möbel fällt dem Besucher der Filialkirche St. Pankratius, die über ein einschiffiges, flachgedecktes Langhaus mit Westempore und einen polygonalen Altarraum verfügt, nicht sofort ins Auge: Der mittelalterliche Kapellenbau bewahrt nämlich gleich mehrere hochwertige Ausstattungsgegenstände wie einen mittelalterlichen Altarblock mit einem Aufbau des 15. Jahrhunderts – neben dem rechts der Beichtstuhl steht – und höchst bemerkenswerte hölzerne Gegenstände des 18. Jahrhunderts: ein Altarkruzifix, eine Kanzel und selten erhaltenes Blockgestühl für die Got-

tesdienstbesucher. Oberhalb des Triumphbogens und im Altarraum sind figurliche Malereien zu sehen, die wohl im 17. Jahrhundert erneuert wurden: Weltgericht (wohl aus vorreformatorischer Zeit), Errichtung der ehernen Schlange und Kreuzigungsgruppe (um 1600).

Die 1391 erstmals erwähnte Pankratiuskapelle gelangte 1442 zusammen mit dem ehemaligen Dorf Oberniebelsbach an Graf Ludwig I. von Württemberg und wurde 1534 reformiert (erst 1927 wurden Unter- und Oberniebelsbach zu „Niebelsbach“ vereinigt). Kirchenrechtlich war die Gemeinde stets abhängig von der Michaelspfarrei in Gräfenhausen, wo der sonntägliche Gottesdienst auch für die Oberniebelsbacher Protestanten abgehalten wurde. Während des 16. und 17. Jahrhunderts scheint St. Pankratius selten genutzt worden zu sein und war in mangelhaftem baulichen Zustand, wie Visitationsprotokolle der Zeit wiederholt berichten. 1731 jedoch war das „Kirchlein zu Ober Niebelsbach (...) repariert“ und möglicherweise zugleich im Inneren neu möbliert worden. Vielleicht stammt die Ausstattung auch erst aus dem Jahr 1787, als die Generalsynode beschloss, fünf-

mal im Jahr einen Abendmahlsgottesdienst in St. Pankratius zu feiern, wozu „allemal Tags vorher noch ein Praeparations-Predigt mit der Beicht (...) gehalten“ werden sollte. Diese Quelle belegt die enge Verbindung, die Predigt, Beichte und Abendmahl beziehungsweise Kanzel, Beichtstuhl und Altarraum nicht nur im damaligen Oberniebelsbach, sondern allgemein in der protestantischen Frömmigkeit eingingen: So war wie in anderen lutherisch geprägten Herrschaften auch in Württemberg die Ohrenbeichte, das heißt die nahe dem Ohr des Geistlichen abgelegte persönliche Beichte, Voraussetzung, um das Sakrament des Abendmahls empfangen zu können.

Vermutlich saß der Pfarrer in St. Pankratius in dem durch eine Tür an der linken Schmalseite betretbaren Beichtstuhl. Im Inneren entlang der Rückwand ist eine Bank mit Rückenlehne erhalten. Von dort hörte er bei offenem oder geschlossenem Schiebegitter die Sündenbekennnisse des davor stehenden, auf einem verlorenen Kniestuhl oder einer Beichtbank knienden Gläubigen. Spätestens um die Absolution unter Handauflegung zu spenden, schob der Geistliche einen der bis dahin geschlossenen Gitterflügel zur Seite. Bemerkenswert sind die bereits erwähnten, typologisch miteinander verknüpften Wandmalereien im Altarraum, waren beide Motive doch beliebte Szenen bereits in der Reformationskunst des 16. Jahrhunderts. Die Eherne Schlange (4. Mose 21,6–9) mit ihrer Rechtfertigungsallegorie und Errettungssymbolik zierte als Sinnbild persönlicher Erlösungshoffnung nicht nur das Wappen des im nahen Bretten geborenen Reformators Philipp Melanchthons (1497–1560), sondern – wie auch die Kreuzigungsgruppe – bis in die Barockzeit Abendmahlsgeschirr, Beichtstühle oder Grabdenkmäler. Zudem war in St. Pankratius durch die Anordnung des Beichtstuhls mittig hinter dem Altar unterhalb des Fensters zwischen den beiden Malereien bis vor wenigen Jahren der inhaltliche Zusammenhang besonders für den Beichtenden unübersehbar. Durch das

Fenster von oben einfallendes Licht könnte als göttliches, auf den Bekennenden herabstrahlendes Licht aufgefasst worden sein. Aufgrund von Holzwurmbefall aufgegeben wurde 2011 eine den Gittern des Beichtstuhls ähnelnde hüfthohe Abschrankung zwischen Beichtstuhl und Altar: Diese um 1957 nach älterem Vorbild gefertigte Schranke grenzte den Altarraum als Ort der Abendmahlfeier ab, an der nur Gemeindemitglieder teilnehmen konnten, die bereits gebeichtet hatten. Die nicht untypische Anordnung des Beichtstuhls hinter dem Altar in evangelischen Kirchen garantierte, dass Gemeindemitglieder, die im Gestühl im Langhaus saßen, sehen konnten, wer zur Beichte ging und somit anschließend zu Recht am Abendmahl teilnahm.

Mit dem Übergang von individueller Ohrenbeichte zu kollektiver öffentlicher Beichte in der evangelischen Liturgie um 1800 und einem allgemein zu beobachtenden Rückgang des kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert geriet die bis dahin übliche Praxis weitestgehend in Vergessenheit – und mit ihr das Wissen um Gestalt und Aufstellungsorte evangelischer Beichtmöbel. So lässt sich erklären, dass im Zuge der 2011 erfolgten Reinigung, Restaurierung und Sicherung der Innenausstattung von St. Pankratius auf die erwähnte Abschrankung verzichtet wurde und der Beichtstuhl einen neuen Platz rechts des Altars fand. Angesichts zahlreicher evangelischer Beichtmöbel des 16. bis 19. Jahrhunderts in Regionen wie Sachsen und Franken ist stark anzunehmen, dass auch in den lutherisch geprägten Gegenden Baden-Württembergs weitere bislang großteils unerkannte Beichtstühle existieren. Nicht nur anlässlich des Reformationsjubiläums 2017, sondern auch um ihre zukünftige Erhaltung gewährleisten zu können, wäre ihnen eine wissenschaftliche Zusammenschau nachdrücklich zu wünschen.

Literatur

Mathias Köhler: Ev. Filialkirche St. Pankratius Niebelsbach (Schnell Kunstdführer, Bd. 2241), Regensburg 1995.

Praktischer Hinweis

Ev. Filialkirche St. Pankratius
Kapellenstraße 18
75210 Keltern-Niebelsbach
Die Kirche ist meist geöffnet. Ansonsten nennt ein Schild an der Tür Kontaktpersonen.

Dr. des. Kristina Hagen
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Karlsruhe

Beichtstuhl des 18. Jahrhunderts; die Tür und ein Schiebegitter sind geöffnet.



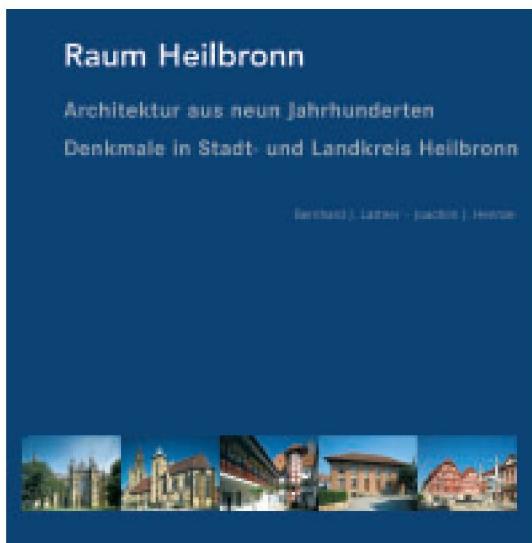
Rezensionen

Bernhard J. Lattner/Joachim J. Hennze:
Raum Heilbronn – Architektur aus neun
Jahrhunderten Denkmale in Stadt- und
Landkreis Heilbronn

Heilbronn: Edition Lattner, Lattner Photographic Art GmbH, 220 S., ca. 230 Abb., ISBN 978-3-9810643-5-3,
Bezug über Edition Lattner: Tel. 07131 562898 oder info@lattner.de zum Preis von 49,90 Euro + Versandkosten.

Die beiden Autoren stellen in dem vorliegenden Buch über 220 Baudenkmale aus neun Jahrhunderten vor, die sich im Raum Heilbronn befinden. Die einzelnen Kapitel sind nach den großen Bauepochen geordnet: beginnend mit Romanik und Gotik als mittelalterliche Baustile über die Neuzeit mit Renaissance, Barock und Historismus hin zu den Anfängen moderner Architektur. Die Autoren wählten besonders beispielhafte Gebäude für die jeweilige Epoche aus und achteten auf eine große Bandbreite von Bauwerken innerhalb der zeittypischen Bauaufgaben.

In Einleitungsaufsätzen werden die jeweiligen Bauepochen historisch und baugeschichtlich beleuchtet. Dabei gelingt es, die übergeordneten historischen Zusammenhänge aufzuzeigen und auf das Heilbronner Gebiet herunterzubrechen. In der Einleitung werden sowohl die international bedeutenden Bauwerke als auch die wichtigsten Heilbronner Bauten der jeweiligen Epoche exemplarisch vorgestellt. Im Anschluss an die Einleitung folgen in streng chronologischer Reihung die epochentypischen Einzelbeispiele aus der Heilbronner Gegend. Auf je einer Seite wird das Einzelobjekt mit einem großformatigen und das topografische Umfeld anschneidenden Übersichtsfoto gezeigt.



Als Bildunterschrift dienen das prägende Baujahr und die Kurzansprache des Gebäudes. Darauf folgt in zwei bis vier Sätzen die kurze und treffende Baubeschreibung mit einem knappen Abriss der wichtigsten Bauphasen.

Die vorgestellten Beispiele sind aussagekräftige Gebäude, die entweder in dieser Zeit neu erbaut wurden oder in dieser Zeitstellung einen prägenden Umbau erhielten. Die ausgesuchten Bauwerke spiegeln dabei Bauaufgaben der jeweiligen Epoche wider. Während sich der Kirchenbau auf alle Zeitschichten erstreckt, wurde der mittelalterliche Burgenbau ab der Renaissance vom Schlossbau abgelöst. In dieser Zeit gewinnt der bürgerliche Wohnhausbau an Bedeutung und ist in großer Anzahl erhalten. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen im Zuge der Industrialisierung und der zunehmend wichtig werdenden Mobilität Verkehrsgebäute wie Kanäle oder Eisenbahnen. Gleichzeitig nimmt die Bedeutung der Villa als bürgerliches Wohnhaus signifikant zu. Das Bauen nach 1900 ist geprägt von einer Vielzahl architektonischer Strömungen. Die Betrachtung der Einzelbeispiele endet im Jahr 1931 und spart damit sowohl die Zeit des Nationalsozialismus als auch der Nachkriegsmoderne aus. Besonders schade ist es, dass dadurch die äußerst qualitätsvollen Denkmale der Wiederaufbauzeit in der stark kriegszerstörten Stadt Heilbronn unbeachtet bleiben. Das ist umso bedauerlicher, wenn man weiß, dass die baulichen Leistungen des Wiederaufbaus in der 2007 erschienenen Denkmaltopografie der Stadt Heilbronn bereits in ihrer Vielfalt und Bedeutung angemessen gewürdigt wurden. Das Spektrum der nachkriegszeitlichen Denkmale der Stadt reicht vom unmittelbar nach Kriegsende errichteten Denkmal für die Polnischen Kriegsgefangenen und einer 1948 erbauten Notkirche über die vom Architekten Schmitthennner in barockisierenden Formen errichtete Rhein-Main-Bank bis hin zum Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs, das in den filigranen Formen des Organischen Bauens entworfen wurde.

Dem Architekturhistoriker Joachim Hennze und dem Fotografen Bernhard Lattner gelingt es im vorliegenden Buch, dem Leser einen schnellen Überblick über einzelne epochenprägende Gebäude des Raums Heilbronn zu ermöglichen. Das Werk schlägt den Spannungsbogen zwischen künstlerischem Bildband und architekturhistorischem Sachbuch. Die Gebäudefotografien gehen über das rein Dokumentarische hinaus und zeigen einen hohen künstlerischen Gestaltungswillen. Die prägnanten Gebäudebeschreibungen ergänzen den Aussagewert des Lichtbilds und geben schnell erschließbare Zusatzinformationen zum einzelnen Objekt. Leider wurde bei der Publikation eine Chance vergeben, die bislang in der öffentlichen

Wahrnehmung noch zu selten beachteten Bau- denkmale der unmittelbaren Nachkriegszeit einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren.

Peter Huber

Elisabeth Spitzbart/Jörg Schilling:
Martin Elsaesser. Kirchenbauten, Pfarr- und Gemeindehäuser. Mit Neuaufnahmen von Rose Hajdu

Tübingen – Berlin: Wasmuth Verlag 2014, 207 S., zahlr. Abb. und Pläne, ISBN 978-3-8030-0778-0, 48 Euro

Die 2014 im Wasmuth Verlag erschienene Monografie über das kirchliche Werk Martin Elsaessers (1884–1957) ist die überarbeitete Version der bereits 1989 publizierten Dissertation von Elisabeth Spitzbart zu den Sakralbauten, ergänzt um Kapitel zum Leben und Werk sowie zu den Pfarr- und Gemeindehäusern von Jörg Schilling. Das Buch soll im Namen der Martin-Elsaesser-Stiftung dessen Werk einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen, aber auch „den Wunsch nach offenen Kirchen“ voranbringen sowie den Austausch zwischen Architekturinteressierten und Gemeinden fördern. Elsaesser wird in Tübingen als Sohn eines Theologen geboren. Nach seinem Architekturstudium (1901–1906) an den Technischen Hochschulen in München bei Friedrich von Thiersch und in Stuttgart bei Theodor Fischer, der die so genannte erste Stuttgarter Schule gründete und ihn somit in Be rührung brachte mit der frühen Reformarchitektur und Heimatschutzbewegung, war er später Assistent von Paul Bonatz. Schon zu Beginn seiner beruflichen Laufbahn lässt sich die Prägung durch seine Lehrer erkennen. Seine frühen Bauwerke richten sich gegen den Historismus und zeigen die Verbindung von Heimatstilarchitektur und modernen Bautechniken. Später war er Direktor der Kölner Kunstgewerbeschule und arbeitete zusammen mit Ernst May bis 1932 am Projekt „Neues Frankfurt“. Während des Nationalsozialismus lebte Elsaesser als freier Architekt in München und Berlin und ging nach Ende des Krieges zuerst nach Stuttgart, dann nach München zurück. Dort war er an der Technischen Hochschule München bis zwei Jahre vor seinem Tod als Professor für Entwerfen tätig. Martin Elsaesser schuf neben einigen bekannten profanen Werken wie der Stuttgarter Markthalle – ein Beispiel für seinen Reformstil mit Rückbezug zu gotischen Vorbildern – oder der Großmarkthalle in Frankfurt am Main vor allem zahlreiche kirchliche Bauwerke, überwiegend vor dem Ersten Weltkrieg in Württemberg. Als Basis zum Verständnis seiner Architektur erläutert Spitzbart zunächst die liturgische Bewegung, die ihren Anfang im 18. Jahrhundert hatte

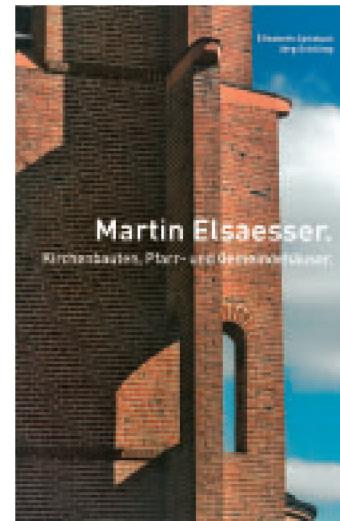
und durch zahlreiche dokumentierte Konferenzen nachvollziehbar wird. Anschließend werden die zwischen 1861 und 1931 stattfindenden Kirchbautagungen besprochen.

Im Hauptkapitel werden die einzelnen Kirchenbauten nach Bauaufgabe mit einer kurzen Erläuterung sortiert und der Reihe nach abgearbeitet. Auf die Abschnitte zu den Betsälen, Dorfkirchen, Stadtkirchen und Renovationsarbeiten folgt ein eigener zu den Pfarr- und Gemeindehäusern.

Der Katalog ist mit 76 angeführten Objekten – darunter Entwürfe, Wettbewerbsteilnahmen und Projekte – sehr umfangreich.

Das Material macht deutlich, dass Elsaesser zahlreiche Grundrissvarianten erprobte und aktiv am Diskurs der Zeit teilnahm, jedoch stets versuchte, seinen eigenen Ausdruck zur Übereinstimmung von Liturgie und Architektur und eine Antwort auf die Suche nach einem angemessenen Stil im Kirchenbau zu finden. An seinem Gesamtwerk lässt sich die Entwicklung im protestantischen Kirchenbau des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts ablesen. Bei seinen Betsälen werden die sparsame Ausführung und die intensive Auseinandersetzung mit Stilmitteln des Industriebaus deutlich. Durch die Verwendung von Ziegel- beziehungsweise Backsteinmauerwerk und kubischen Formen sowie schlichter Fassadengestaltung konnte Elsaesser bei dieser Bauaufgabe eine Typisierung erreichen, die sich unter anderem durch einheitliche Grundrisse und den Dachreiter anstelle des Turms ausdrückt. Die Dorf- und Stadtkirchen mussten aufgrund ihres verschiedentlichen Standorts individueller und sensibler gestaltet werden – dies wurde durch die Verwendung angemessener Bau materialien, Proportionen und Höhenstaffelungen erreicht. Der ländliche Charakter der Dorfkirchen spiegelt sich unter anderem durch die Verwendung von Holz im Innenraum wider. Nach 1910 löste er sich von diesem „dörflichen Stil“ und verwendete Bauelemente, die der neoklassizistischen Grundhaltung entsprachen. Die Stadtkirchen bilden eindeutig den baulichen Höhepunkt in Elsaessers Œuvre.

Verschiedene Entwicklungen dieser Bauaufgabe liefen parallel zueinander ab – vom Longitudinalbau über den Zentralbau bis zum Versuch der Großkirche, wobei sich die Verwendung des Zentralbaus etablierte. Jene Veränderungen im Grundriss zeigten sich auch im Außenbau, der bis 1910 überwiegend aus der Addition asymmetrischer Baumassengruppierung bestand. Die Variabilität und Vielfalt einzelner Bauelemente stand dabei im Vordergrund, sodass ihre Funktion eher wenig beachtet wurde. Daran schloss sich der Wechsel zur gleichmäßigen Durchbildung von Gebäudeensembles an, die mit angeglichenen Langhausfassaden das malerische Bild einzelner Gebäudeteile



zugunsten eines klar gegliederten Sakralbaus ablösten. Die „geometrisch fassbare, übergeordnete Raumidee“ bildete sich heraus und kennzeichnete die Architektur der Zeit.

Durch das Anfügen des Abschnitts zu den Gemeinde- und Pfarrhäusern werden das kirchliche Gesamtwerk komplettiert und weitere Bauaufgaben der Zeit gewürdigt. So entsteht ein zeitgeschichtlicher Querschnitt über die Bauaufgaben Kirche beziehungsweise Sakralraum im frühen 20. Jahrhundert.

Mit der Publikation von Elisabeth Spitzbart und Jörg Schilling wird gezeigt, inwiefern Elsaesser Elemente aus dem Profanbau für den Sakralbau verwendete und damit Lösungsansätze zur Transformation des historischen Kirchenbaus in die Formensprache des Reformstils beziehungsweise der frühen Moderne fand. Zu Recht betonen die Autoren, dass Elsaesser vom Beginn bis zum Ende seines Wirkens im „Spannungsfeld zwischen Profan- und Sakralarchitektur“ stand. Kennzeichnend für seine Architektur war die konsequente Verwendung von Elementen des Heimatstils und der Reformbewegung, ganz im Sinne seiner Lehrer Fischer und Bonatz. Deutlich wird auch, inwiefern Elsaesser moderne Bautechnik mit traditionellen Bauelementen unter Berücksichtigung regionaler Aspekte vereinte und damit beispielhafte und prägende Bauwerke traditionalistischer Architektur kreierte. Die Bauwerke folgen denselben Prinzipien und lassen seine Handschrift erkennen, sind aber differenziert und dem jeweiligen Ort angepasst.

Die teilweise sehr fachspezifische Sprache macht das Buch – entgegen der im Vorwort dargelegten Zielsetzung – für den Laien nicht immer ganz einfach. Die zahlreichen farbigen Neuaufnahmen von Rose Hajdu, zum Teil im Vergleich zu historischen Aufnahmen stehend und den vorbildlichen aktuellen Zustand der Gebäude zeigend, gleichen dieses Manko jedoch aus und lassen das Buch auch für die breite Öffentlichkeit zu einem Gewinn werden.

Eva Seemann

Chris Gerbing/Isabel Greschat/Christoph Timm (Hrsg.): Sie bauten eine neue Stadt. Der Neuaufbau Pforzheims nach 1945

Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2015, 240 S., 99 s/w-Abb., 83 farb. Abb., ISBN 978-3-7954-2848-8; 29,95 Euro

„Wiederaufbau – das Wort gab es für uns nicht! [...] Wir wollten es neu – und besser! machen“, so der 2015 verstorbene Mannheimer Architekt und Zeitzeuge Helmut Striffler. „Eine neue Stadt muß

her“ lautete bereits 1999 der Titel einer Ausstellung zu Architektur und Städtebau der 1950er Jahre in Mannheim. Zwei Dinge werden dadurch deutlich: Der Begriff „Wiederaufbau“ ist für den Städtebau der Nachkriegszeit meist unzutreffend, und zweitens wird durch die Würdigung der enormen Aufbauleistung Pforzheims mit vorliegendem Werk – ebenfalls ein Begleitbuch zu einer Ausstellung – eine im Vergleich zu anderen kriegszerstörten Städten lange bestehende Forschungslücke endlich geschlossen. Nach dem verheerenden Luftangriff vom 23. Februar 1945 hatte keine andere deutsche Stadt einen im Verhältnis zur Einwohnerzahl so großen Verlust an Menschenleben zu beklagen wie Pforzheim. Der totalen Zerstörung folgte ein umfangreicher Neuaufbau ohne Rücksicht auf die stadtbildprägenden Zeitschichten, der bisher kaum in der Fachwelt reflektiert wurde, der „Goldstadt“ aber in der landläufigen Wahrnehmung „Hässlichkeit als Nebenprodukt“ und mangels wiedergewonnener Identität im Gegensatz zu anderen wiederaufgebauten südwestdeutschen Städten ein „Imageproblem“ bescherte. Die städtebauliche, architektonische und denkmalpflegerische Würdigung der Wiederaufbauleistung in Deutschland und Europa setzte bereits vor über 30 Jahren ein, unter maßgeblicher Beteiligung von Werner Durth und Niels Gutschow, unter anderen mit ihrem Schlüsselwerk „Träume in Trümmern“. Lag damals noch der Schwerpunkt auf den 1950er Jahren, sind mittlerweile Architektur und Städtebau der 1960er und 1970er Jahre längst Gegenstand von Literatur, Fachtagungen und Denkmalpflege. Und welche – zugegeben unreflektierte – Charakterisierung würde das Pforzheimer Stadtzentrum besser treffen als „Klötzte und Plätze“, so der Titel einer 2012 veranstalteten Tagung in Reutlingen zu Großbauten der 1960er und 1970er Jahre.

Nach den einleitenden Worten der Herausgeber ist es denn auch Niels Gutschow, der den Reigen der überaus kenntnisreichen und vielschichtigen Beiträge eröffnet und Pforzheim in den europäischen Kontext stellt, wo der kriegsbedingte Untergang der „steinernen Stadt“ regelrecht gefeiert wurde. In der Radikalität, die sogar auf „Traditionsinseln“ im Stadtbild verzichtete, sei der Wiederaufbau Pforzheims zwar eine Ausnahme, aber „[...] kein provinzieller Größenwahn, sondern europäischer Konsens.“ Es folgt ein Aufsatz der freien Kuratorin und Mitherausgeberin der Publikation, Chris Gerbing, über „Die Charta von Athen als Blaupause für den Neuaufbau Pforzheims“. Trotz aller Vorbildhaftigkeit stieß die 1933 beim vierten internationalen Kongress für neues Bauen verabschiedete und 1941 von Le Corbusier publizierte Charta selbst in Pforzheim an ihre Grenzen – obwohl dort nicht einmal der Versuch unter-

nommen wurde, auch nur einen Teil des historischen Stadtbilds wiederzugewinnen, und „Tabula rasa als pragmatischste Lösung“ vorherrschte. Dies lag vor allem an der „Macht des Faktischen – der Wiederaufbau der Infrastruktur [...]“, was der Beitrag der Bauhistorikerin Christiane Weber und des Wissenschaftlers im Karlsruher Institut für Baugeschichte, Peter Liptau, beleuchtet. Der Wiederaufbau der Straßen und insbesondere der Brücken der „Stadt an drei Flüssen“, der Wasser-, Strom- und Gasversorgung sowie des Klein- und Straßenbahnverkehrs gaben auch dem ambitionierten Städtebau gewisse Grenzen vor. Ein Aspekt, der bei kunst- und architekturhistorischen Betrachtungen des Wiederaufbaus sonst oft vernachlässigt wird.

Den thematischen Kern und größten Teil der Veröffentlichung aber nimmt der rund 120 Seiten starke Beitrag des städtischen Denkmalpflegers und Mitherausgebers Christoph Timm ein: „Experimentierfeld Moderne: Pforzheim. Zur Neugestaltung von City und Rathaus“. Nach einer Einleitung mit Blick auf die jüngste städtebauliche Diskussion, wonach das Experiment noch nicht abgeschlossen sei, folgen drei Kapitel, die nicht linear oder chronologisch aufgebaut sind, sondern das Thema von wechselnden Perspektiven beleuchten: „Datenverlust und Neuformatierung“, „Forum der freien Bürgerschaft“ und „Was heißt hier modern“, laufen sie. Schon in den ersten Nachkriegsjahren wurden mit der geplanten, von der „Charta“ beeinflussten, funktionalen Entmischung der Stadtquartiere, vor allem aber mit der Idee – ja Ideologie – des „Kulturforums“ die Themen für die Zukunft gesetzt. Die Protagonisten dieser Leitbilder waren der Karlsruher Städtebau-Professor Otto Ernst Schweizer und der Stadtbaudirektor Kurt Kaiser. Der Begriff des „Kulturforums“, geprägt in der Zeit des Nationalsozialismus, kann einerseits Ausdruck des totalitären Staates, andererseits aber auch der pluralistischen Zivilgesellschaft sein und wird den Neuaufbau Pforzheims über Jahrzehnte prägen. Timm beleuchtet aber nicht nur die Ambivalenz dieses Begriffs, sondern zeigt auch durch die Entdeckung und Publikation des bisher unbekannten Masterplans von 1952 zu einem „Forum“ in der Pforzheimer Stadtmitte seine – demokratische – Gestalt auf. Auf dem zweifellos von Otto Ernst Schweizer beeinflussten Plan zieht sich ein Band von kulturellen Gemeinschaftsbauten mit „Rathaus“ als Mittelpunkt durch die City, gestaltet in der Formensprache einer gemäßigten Moderne. In der von Ingenieuren wie Fritz Todt geprägten Stadt, wo das Automobil seit den 1930er Jahren die Verkehrsplanungen bestimmte, konnte sich Kurt Kaiser als Mittler zwischen Tradition und Moderne aber nicht durchsetzen. Nachdem die erste Phase des Wiederaufbaus noch durch Blockrandbebau-

ung und Lochfassaden geprägt war, kam es unter dem Oberbürgermeister Johann Peter Brandenburg 1959 zu einem städtebaulichen Ideenwettbewerb für Rathaus und Umgebung. Die Jury unter dem Vorsitz des Hannoveraner Stadtplaners und Verfechters der „autogerechten Stadt“, Rudolf Hillebrecht, empfahl einen neuen städtebaulichen Rahmenplan, der 1962 vom Gemeinderat beschlossen wurde und mit Verkehrsschneisen durch die Innenstadt, allen voran der als „Sambatrasse“ bezeichneten Schlossbergauffahrt, „die City-Planung wie auch die Realisierung des Rathauses um mehr als ein Jahrzehnt zurückwerfen und bis heute umstritten bleiben“ sollte, so Timm. Bereits bei der Ruinenbeseitigung und -sprengung war ein wahrer „Bildersturm der Entrümmerung“ losgebrochen, flankiert von Umlegungsverfahren, also dem Umbruch der Eigentumsstrukturen zur Schaffung großer städtischer Grundstücke und Plätze. Gerade die damals auch andernorts nicht geschätzten Gründerzeitbauten, die den Aufstieg Pforzheims zur „Goldstadt“ im 19. Jahrhundert dokumentierten, fielen diesem Kahlschlag zum Opfer, gipfelnd in der Sprengung des Stadtkirchturms 1962, womit Pforzheim im Gegensatz zu den meisten anderen kriegszerstörten deutschen Städten sich selbst einer Kirchenruine als Mahnmal beraubte. Timm nennt weitere Beispiele für die Radikalität der Entrümmerung, so das fast vollständige Abräumen von Marktplatz und Waisenhausplatz bis hin zum Abbruch von in den Nachkriegsjahren errichteten Wohnhäusern zur Vorbereitung des Rathausneubaus. Im Gegensatz zu den kommunalen Bauvorhaben bewahrte das Land seine markanten Bauten, so Bezirksamt und Kunstgewerbeschule, allen voran aber die Schlosskirche als wichtigstes Kulturdenkmal der Stadt. Ihr Wiederaufbau wurde maßgeblich mitgetragen von einer Bürgerstiftung und durch die Landesdenkmalpflege eng begleitet. Prägend für die City aber wird das Rathaus als „Forum der freien Bürgerschaft“ werden, nach einem weiteren Wettbewerb 1969 bis 1973 errichtet von Rudolf Prenzel und seit 2005 als Kulturdenkmal erfasst. Als „Großskulptur in Beton“ mit auf Wabenform basierender Grundstruktur, zwei die Gewaltenteilung symbolisierenden Flügeln und vom kurz zuvor fertiggestellten, ebenfalls denkmalgeschützten Reutlinger Rathaus angespornt, vereint es zwar die zeitgenössischen Architekturströmungen, war bei Fertigstellung im Jahr der Ölkrise aber schon ein Nachzügler, da die Moderne bereits kritisch hinterfragt wurde. Mit der von Herta Maria Witzemann designten Innenarchitektur und Kunstwerken von HAP Grieshaber erhielt der „Betonrohling“ außerdem eine bedeutende künstlerische Ausstattung. Die Ambivalenz dieses zugleich totalitären und freien, modernen und brutalistischen „Flaggschiffs“



der kommunalen Architekturmoderne“ wird in der zwischen Euphorie und Ablehnung schwankenden, differenzierten Würdigung durch Christoph Timm vor Augen geführt.

Dass Pforzheim in Randlage zur City auch allgemein anerkannte, ja herausragende Architekturleistungen der Nachkriegszeit vorzuzeigen hat, macht wiederum Chris Gerbing in den letzten drei Kapiteln deutlich. So befinden sich mit der Auferstehungskirche Otto Bartnings die erste seiner 48 geplanten Notkirchen und mit der Matthäuskirche der erste in Glasbausteinen errichtete, auf die Berliner Gedächtniskircheweisende Sakralbau Egon Eiermanns und somit Inkunabeln des Nachkriegskirchenbaus in Pforzheim. Ein weiteres Kapitel ist dem Pforzheimer Bahnhof als „elegantes Entree für die Goldstadt“ gewidmet, bevor Gerbing schließlich, gewissermaßen als krönenden Abschluss, das 1958 bis 1961 von Manfred Lehmbruck errichtete Reuchlinhaus würdigt, dessen Generalsanierung und Umwandlung in ein Schmuckmuseum auch im Nachrichtenblatt (3/2011) vorgestellt wurde. War dies zweifellos als Klassiker der Architekturmoderne zu bezeichnende Werk noch beim Wettbewerb 1953 als Auftaktbau zum Kulturforum bei der Schlosskirche geplant worden, musste es wegen des ambitionierten Raumprogramms schließlich außerhalb der City in der Südweststadt realisiert werden. Anhand der Entwicklung „vom Kulturforum zum Kulturzentrum“ des als Schmuckmuseum, Heimatmuseum, Stadtbibliothek und Haus der Zünfte geplanten multifunktionalen Raumgebildes schlägt die Autorin auch den Bogen zu anderen Kulturzentren in Deutschland und der Problematik der Mischnutzung, die der Aura dieses „Schatzkästchens“ aber keinen Abbruch tut.

Insgesamt zeichnet sich vorliegende Publikation durch kenntnisreiche Beiträge aus, die zugunsten einer vielschichtigen und ausdifferenzierten Darstellung zuweilen auf eine lineare Erzählstruktur verzichten und auch jeweils die individuelle Handschrift der Autoren erkennen lassen. Eingestreute Kurzbiografien der beim Neuaufbau beteiligten Architekten, Politiker und Künstler ersparen das lästige Nachschlagen parallel zur Lektüre. Kommentare von Zeitzeugen vermitteln einen Eindruck vom damals vorherrschenden gesellschaftlichen und kulturellen Klima, während „Fotostrecken“ und eine hervorragende Auswahl an Fotos, Plänen und sonstigen Dokumenten ein Höchstmaß an Visualisierung leisten. Dieses 2015 erschienene Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung darf getrost als Standardwerk zum Neuaufbau Pforzheims bezeichnet werden und erreicht damit auch das in der Einleitung gesetzte Ziel, die Reflexion des deutschlandweiten Wiederaufbaus um eine „wichtige Facette“ zu bereichern. Angesichts der aktuellen Diskussion über die Umgestaltung der City mit einem „Pro-

jektmemorandum wettbewerblicher Dialog Pforzheim Mitte“ und einem Investoren-Auswahlverfahren für die östliche Innenstadt, das zumindest das Technische Rathaus – ein Kulturdenkmal der 1950er Jahre – in seinem Fortbestand akut gefährdet, bekommt diese Publikation umso mehr Gewicht, da sie die lange ignorierte und verkannte Wiederaufbauleistung der „Schmuckstadt“ endlich in angemessener Weise würdigt.

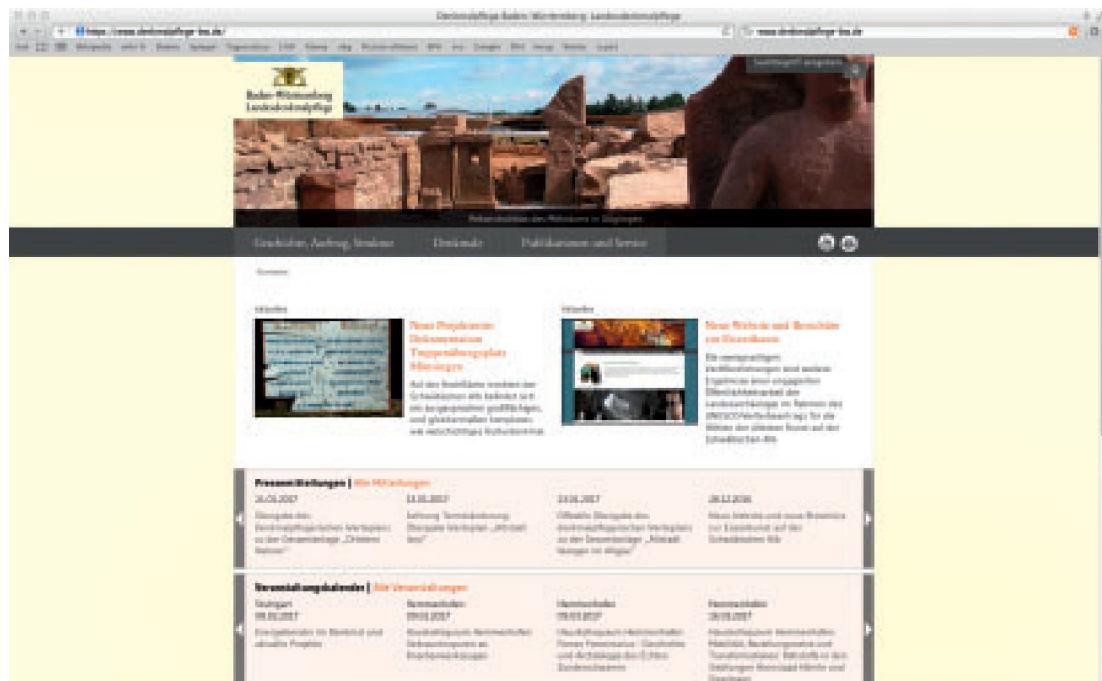
Karsten Preßler

Mitteilungen

Relaunch der Homepage der Landesdenkmalpflege www.denkmalpflege-bw.de

Seit der Organisationsreform des Landesamtes für Denkmalpflege Anfang 2015 hatte es bereits eine Reihe von Aktualisierungen der Internetseite gegeben. Nun wurde seit dem Bestehen der Internetseite 2009 erstmals der gesamte Themenbereich „Geschichte, Auftrag, Struktur“ überarbeitet und dem veränderten Aufgabenspektrum angepasst. Wir laden Sie ein, sich durch das neue Angebot zu klicken.

In den drei Untermenüpunkten „Archäologische Denkmalpflege“, „Bau- und Kunstdenkmalpflege“ und „Denkmalfachliche Vermittlung“ spiegeln sich jetzt die drei Säulen der Denkmalpflege wider. Ein struktureller Zugriff über verschiedene Organigramme ist möglich, wie auch der Wechsel zu den weiterführenden Seiten im Internetauftritt des Regierungspräsidiums Stuttgart, zu dem das Landesamt für Denkmalpflege als Abteilung 8 hinzugehört. Bestehen blieben die bewährten Seiten wie „Wegweiser im Umgang mit dem Denkmal“ und „Reise durch ein denkmalpflegerisches Verfahren“. Auch zahlreiche Angebote im Servicebereich sind nach wie vor aktiv. Über die Homepage kann außerdem die informative Quartalszeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ abonniert beziehungsweise gelesen werden. Im Archiv stehen alle Ausgaben der Zeitschrift seit 1958 als E-Journal zur Verfügung. Erstmals finden Denkmaleigentümer jetzt detaillierte Informationen zur Denkmalförderung im Netz, ein eigens programmiertes Zuschussformular erlaubt die bequeme Beantragung von daheim. Die besonders häufig frequentierten Kontaktdaten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Landesamtes sowie der Unteren Denkmalschutzbehörden sind aktualisiert. Die Publikationen der Denkmalpflege können inzwischen mittels einer Warenkorbfunction direkt bestellt werden. Zudem sind eine ganze Reihe neuer Projektseiten hinzugekommen.



Screenshot der Startseite.

Nicht zuletzt wurde bei dieser Gelegenheit die Nutzeroberfläche neu gestaltet und mit ihrer horizontalen Navigationsstruktur den Anforderungen der inzwischen vielfältigen mobilen Endgeräte (neben Computern auch Tablets und Smartphones) angepasst.

Gemäß § 10 des LBBG (Landesgesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen – Landes-Behindertengleichstellungsgesetz) beziehungsweise der Verordnung zur Schaffung barrierefreier Informationstechnik nach dem Behindertengleichstellungsgesetz, BITV 2.0., kann die Seite als barrierefrei gelten. Dies hat eine Überprüfung durch die Fachagentur WEB for ALL im Frühjahr 2016 ergeben. Dies entspricht dem Wunsch der Landesregierung nach barrierefreien Angeboten.

Mit über 2600 Seiten, circa 1000 wahrnehmbaren Einzelseiten und über zehn Extensions zählt der Internetauftritt www.denkmalpflege-bw.de zu den sehr informativen umfangreichen Internetpräsenzen.

Neue Website und neue Broschüre zur Eiszeitkunst auf der Schwäbischen Alb

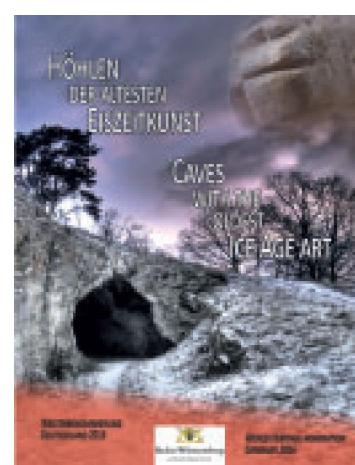
Anfang 2016 wurde der Welterbeantrag „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ offiziell bei der UNESCO eingereicht. Die sechs nominierten Höhlenfundstellen auf der Schwäbischen Alb stellen mit den dort gefundenen ältesten Kunst- und Musikobjekten der Welt ein einzigartiges Zeugnis der Menschheitsgeschichte dar.

Neben Schutz, Erhalt und der umfassenden Dokumentation einer Welterbestätte legt die UNESCO großen Wert auf eine zielgerichtete Öffentlichkeitsarbeit. Diesem Auftrag kommt das Landesamt für Denkmalpflege bereits vor der Entscheidung

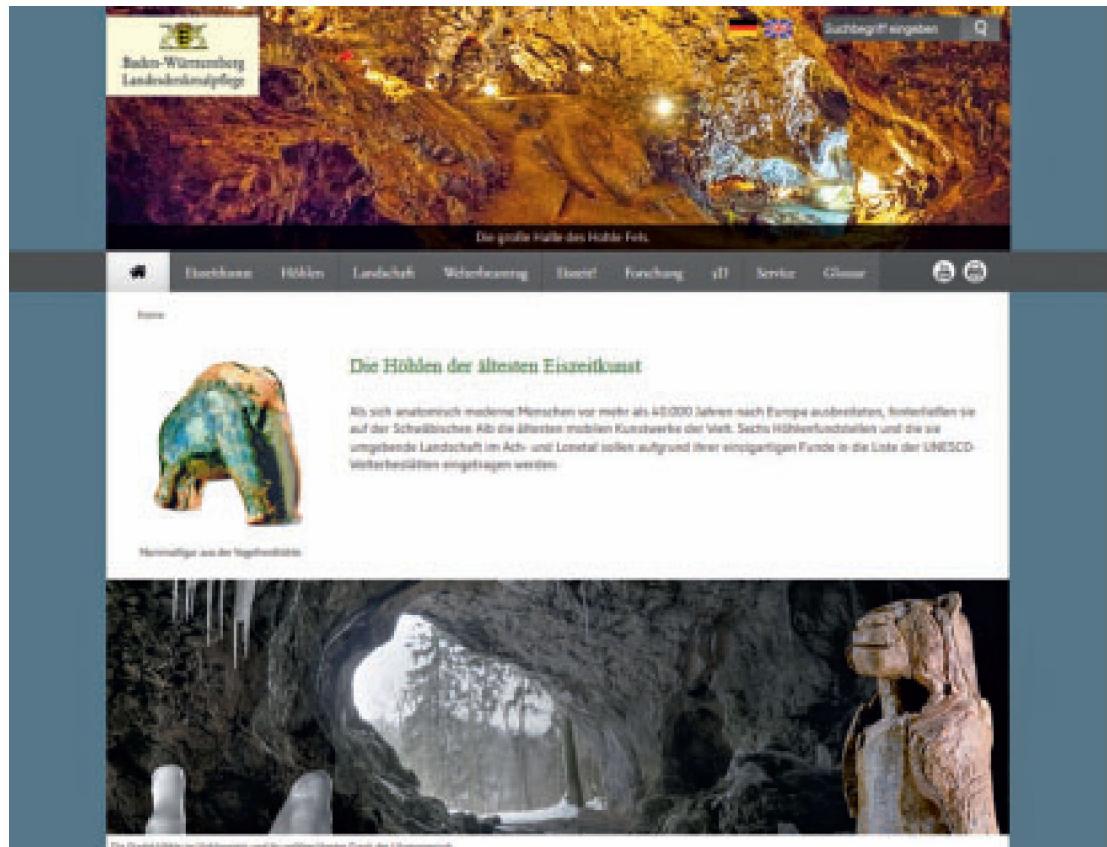
über die Einschreibung der „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ auf die Welterbeliste nach. Die Veröffentlichungen einer umfangreichen Informationsbroschüre sowie einer neuen Website – beide sowohl in Deutsch als auch in Englisch – sind ein weiterer großer Schritt im Kontext einer Vermittlungsstrategie über verschiedene Medien.

Die neue Website www.iceageart.de bietet Interessierten einen schnellen und informativen Überblick zum Thema Eiszeitkunst auf der Schwäbischen Alb. Dank einer klaren und übersichtlichen Struktur der Homepage haben Nutzerinnen und Nutzer schnellen Zugriff auf leicht verständliche Bild- und Textdarstellungen von Höhlen, Funden und der Landschaft. Darüber hinaus werden auch weiterführende Themen wie zum Beispiel die Nutzung des Naturraums durch prähistorische Jäger und Sammler oder der Welterbeantrag und die Kriterien der UNESCO allgemeinverständlich präsentiert. Ein Highlight der Website sind die veröffentlichten 3-D-Modelle von Höhlenfundstellen. Waren diese bislang allein über die Website des Landesamts für Denkmalpflege abrufbar, so sind sie nun auch in den direkten thematischen Kontext einer eigenen Homepage der „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ eingebettet.

Wer einen noch umfangreicheren Einstieg in das Thema sucht, dem sei die über 150 Seiten umfassende, kostenlose Informationsbroschüre empfohlen. Auch hier wird eine Vielzahl von Themen rund um die „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ behandelt. In Ergänzung zur Website finden Lesezettel und Leser in der reich bebilderten Broschüre eingehende Details und Hintergründe. Hierzu gehören zum Beispiel der überregionale Kontext der Eiszeitfunde der Schwäbischen Alb, leicht verständliche Erklärungen zu modernen Forschungs-



Screenshot der neuen Website.



methoden der Archäologie, Interpretationsansätze zu Glaube und Kult, Rekonstruktionen des Lebens in der Eiszeit sowie wichtige Aspekte von Denkmalpflege und Welterbemanagement.

Die neue Website ist aufrufbar unter www.iceageart.de.

Die Informationsbroschüre ist bei zahlreichen am Welterbeverfahren beteiligten Institutionen und Museen verfügbar. Beim LAD ist sie online bestellbar unter www.denkmalpflege-bw.de/Publicationen und Service /Infobroschüren/weitere Infobroschüren.

Stephan M. Heidenreich/Conny Meister: Höhlen der ältesten Eiszeitkunst/Caves with the oldest Ice Age art. Informationsbroschüre zum Welterbeantrag. Herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Esslingen 2016). 154 Seiten.

Klimaschutz und Baudenkmale – Baden-Württembergs Klimahaus-Initiative

Dass Baudenkmale allein wegen ihres Alters schon ressourcenschonend sind, mag jedem einleuchten. Schließlich wurden dauerhafte Materialien verwendet, deren Transport und Verarbeitung in der Regel wenig Energie verbraucht haben. Und nicht nur das: Die meisten Baustoffe und Verarbeitungstechniken sind zudem verträglich für Mensch und Umwelt.

Dass dem so ist, wird vielen umweltbewussten Eigentümern schon Beruhigung genug sein. Wer

aber außerdem Wert darauf legt, dass der aktuelle Energieverbrauch des eigenen Denkmals niedrig ist, wird womöglich über eine energetische Erüchtigung nachdenken. Vielfach wird dann befürchtet, dass dies schwer umzusetzen sei. Deshalb sei hier darauf hingewiesen, dass sich unter den 100 Häusern, die in Baden-Württemberg inzwischen als Klimahaus ausgezeichnet wurden, auch neun Kulturdenkmale befinden. Das ist prozentual mehr als der Anteil der Kulturdenkmale am gesamten Baubestand. Die Klimahäuser erfüllen den Effizienzhausstandard Denkmal der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW).

Energetische Modernisierung am Denkmal ist mit guten Ergebnissen möglich – es ist nur eine Frage

Dieses Kulturdenkmal in Karlsruhe-Beiertheim wurde als Klimahaus ausgezeichnet.



des „Wie“. Und dazu beraten die Unteren Denkmalschutzbehörden beziehungsweise das Landesamt für Denkmalpflege gerne.

Diese Broschüren zum Thema kann man beim Landesamt für Denkmalpflege kostenfrei bestellen oder downloaden:

- EWärmeG – Erneuerbare-Wärme-Gesetz Baden-Württemberg. Anwendung am Baudenkmal.
- Denkmalpflege und erneuerbare Energien
- Kulturdenkmale sanieren – Energie sparen

www.denkmalpflege-bw.de > Publikationen und Service > Infobroschüren > Informationen für die praktische Denkmalpflege

Informationen zur Klimahaus-Initiative: http://www.karlsruhe.de/b3/natur_und_umwelt/klimaschutz/Klimaprojekte/klimahaus.de
<http://www.kea-bw.de/unser-angebot/angebot-fuer-kommunen/klimahaus-baden-wuerttemberg/>

„Kaum ein Land, das reicher an Burgen und Schlössern ...“

Nachbericht zur Burgentagung im November

Mit diesem Zitat aus einem 1924 erschienenen Büchlein zu Schwaben betitelte der Marburger Arbeitskreis für europäische Burgenforschung e. V. seine jüngste Tagung in Esslingen. Vom 10. bis 12. November 2016 trafen sich dort etwa 80 Fachleute zum Thema Burgenerfassung und Burgenforschung in Baden-Württemberg. Mitveranstalter waren die Stadt Esslingen, der Landkreis Esslingen und das Landesamt für Denkmalpflege, in dessen Dienstsitz Esslingen an zwei Tagen Vorträge zu hören waren. Am dritten Veranstaltungstag fand eine Exkursion in Esslingen statt.

Baden-Württemberg weist eine große Zahl bedeutender und auch besonderer Burgen auf. Dies ist dem Umstand zu verdanken, dass das Gebiet des heutigen Bundeslandes vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit hinein aus einer Vielzahl verschiedener Territorien bestand. Die größeren Landesherrschaften wie die Grafschaft beziehungsweise das Herzogtum Württemberg, die Kurpfalz, die Grafen von Hohenlohe oder die Markgrafschaft Baden nutzten den Burgenbau beziehungsweise die Kontrolle über Burgen als Mittel zum Landesausbau und Werkzeug der Territorialpolitik. Ein wesentlicher Teil der Burgen und Adelssitze geht jedoch auf niederadlige Bauherren zurück, die sich gegen ihre mächtigen fürstlichen Nachbarn zu behaupten hatten.

Lange standen vor allem staufzeitliche Bauten im Fokus der Burgenforschung, doch gerade im



Begrüßung der Tagungsteilnehmer durch Dr. Christian Ottersbach.

Südwesten finden sich mindestens ebenso herausragende Zeugnisse des spätmittelalterlichen Burgenbaus beziehungsweise des Ausbaus von Burgen bis ins frühe 17. Jahrhundert.

Hauptthema der Tagung war entsprechend die Inventarisierung dieses reichen Bestandes an Burgen. Dafür bot sich Esslingen an, denn beim dortigen Kreisarchiv werden seit 1999 Burgen und Burgstellen im Kreis Esslingen erfasst. Besonderes Augenmerk der Kartierungen liegt hier auf dem topografischen Aspekt, der vor Ort mit den Augen gesehen und ausgedeutet wird. Weitere Inventarisationsprojekte im Land mit ihren unterschiedlichen Ansätzen wurden vorgestellt. Insgesamt wurde dabei deutlich, dass es noch keine zufriedenstellende Lösung für die Aufbereitung und Speicherung der Daten gibt. Dieses Ziel ist schwer zu erreichen, denn die Unterschiedlichkeit der Objekte bedingt entsprechende Dokumentationsmöglichkeiten. Zudem unterscheiden sich die Themenstellungen der regionalen Inventarisierungsarbeiten. Interessant hierbei: Die breit aufgestellte Inventarisierung der Burgen im Hegau bezieht auch (gebaute) Burgenrezeption mit ein. Hier – wie insgesamt in der Burgenforschung – wird vieles privat und ehrenamtlich geleistet, und dies ist in der Burgenforschung unverzichtbar. Dies konnte man auch gut an einem Beitrag erkennen, der sys-

Rund 80 Teilnehmer fanden sich vom 10. bis 12. November im Landesamt für Denkmalpflege zur Burgentagung ein.



Exkursionsteilnehmer im Untergeschoss des oberen Turms der Esslinger Burg.



matisch Lesefunde und schriftliche Überlieferung verbindet und damit wichtige Bausteine zu Prospektion und Datierung südbadischer Burgen liefert. Im Sinne der Burgenforschung ist es wünschenswert, dass sich private Forschungen und institutionelle Forschung/Denkmalpflege beständig austauschen.

Gute Datenbanken und GIS-Systeme bieten sich auch in der Burgenforschung als vielseitige Hilfsmittel an. Doch blieb den Zuhörern ein kritischer Beitrag nicht erspart. Anlässlich konkreter Fälle wurde klar: Die Gefahr besteht, dass sie als ausschließliche und verbindliche Informationsquelle missdeutet werden – selbst entgegen dem Augenschein vor Ort. Insgesamt gab es zur technischen und organisatorischen Perspektive einer umfassenden Burgendatenbank unterschiedliche Einschätzungen.

Im Verlauf der beiden Tage wurden auch Forschungsthemen vertieft, zum Beispiel Prospektionsmethoden und ihre jeweiligen Erträge. Hier setzen LIDAR-Auswertungen selbstverständlich neue Impulse, die letzten Endes unser Bild von Burgenanlagen verändern werden. Aber was tun, wenn unter anderem durch LIDAR-Auswertungen neue Verdachtsflächen entdeckt werden, die womöglich schnell untersucht werden müssen, bevor sie wegen Erosion untergehen? Am Beispiel der Abbruchkante an der Argen wurde deutlich, dass – neben verifizierten Standorten – auch solche Prüffälle verloren gehen und damit auch Forschungsoptionen wegfallen.

Daneben kamen typologische, monografische und kulturgechichtliche Fragestellungen zur Sprache. Das Referat über süddeutsche Mehrflügelanlagen der Renaissance schloss mit dem Hinweis, dass durchaus regionale Traditionen zu diesem Typ bestanden haben.

Am Beispiel der Burg auf dem Kirchberg (Jagst) wurde demonstriert, dass man mit der Auswer-

tung von Schriftquellen des 16. Jahrhunderts weitreichende baugeschichtliche Erkenntnisse zu Vorfahren und Zuständen dieser Burg gewinnen kann. Zur Limburg bei Weilheim wurden die Ergebnisse der Grabungen 2011 bis 2013 präsentiert und durch den Besuch der gleichzeitigen Ausstellung im Esslinger Stadtmuseum ergänzt. Auch die Burg Alt-Winnenden, vermutlich mit zwei Türmen und Schildmauer ausgestattet, wurde ausführlich vorgestellt und als ungewöhnliche Fusion des französischen Kastelltyps mit einem Regionaltypus charakterisiert.

Zu den Hochadelsburgen am Albtrauf wurde postuliert, dass deren Massierung im 11. bis 13. Jahrhundert durch die Nutzung und Kontrolle von Erzabbau-/verhüttung bedingt sei. Ein geplantes Forschungsprojekt soll Näheres erbringen.

Mehrere Vorträge widmeten sich dem frühen Burgenbau: So beschäftigte sich ein Beitrag mit Burgstellen innerhalb vor- und frühgeschichtlicher Wallanlagen. Er entstand aus der Arbeit am Atlas der archäologischen Geländedenkmale. Auch hier tut sich ein großes Forschungsthema auf, dem LIDAR-Auswertungen viel Schwung bescheren. Ausdrücklich interdisziplinär versteht sich ein Promotionsverbund an der Universität Tübingen, aus dem ein Beitrag zu Standortfaktoren des frühen Burgenbaus im 9./10. Jahrhundert kam. Am Beispiel des Runden Bergs in Bad Urach und der Diepoldsburg bei Lenningen wurde die Zentralortstellung im Sinne Peter Ettels überprüft und weitgehend bejaht. Nachfragen und angeregte Diskussionen löste der Beitrag zu Großmotten im nördlichen Landesteil aus. Demnach wurden die Motten auf gräfliche Veranlassung an Gaugrenzen errichtet. Die Datierung ins späte 10. Jahrhundert basiert auf Funden so genannter Wieslocher Ware.

Schlussendlich wurde noch eine aktuelle Grabung vorgestellt: Burg Wersau bei Reilingen. Bemer-

kenswert ist hier der Kontext: „Hand in Hand“ arbeiteten Landesamt für Denkmalpflege, Universität Heidelberg und Ehrenamtliche bei der Grabung – und künftig soll das Gelände in einem integrativen Projekt als archäologischer Park genutzt werden. Mit diesem Bezug zu bürgerschaftlichem Engagement schloss sich der Kreis zu den Eingangsbeiträgen.

Während der Exkursion zu verschiedenen Objekten der ehemaligen Reichsstadt Esslingen, allen voran zur Stadtbefestigung mit „Burg“, danach zu den erhaltenen Tortürmen und zur Inneren Brücke, wurden auch etliche Baulichkeiten wie die Hochwacht besichtigt und diskutiert, die ansonsten nicht öffentlich zugänglich sind.

Nach diesen zweieinhalb Tagen gingen die Teilnehmer dieser wohlorganisierten Tagung mit einem guten Überblick über den Stand der Dokumentation und Forschung zu den Burgen in Baden-Württemberg nach Hause.

Der Marburger Arbeitskreis wird die Tagungsbeiträge 2018 in seiner Schriftenreihe „Burgenforschung“ veröffentlichen.

Archäologie-Preis Baden-Württemberg 2016 verliehen

Ministerialdirektor Hubert Wicker, Amtschef des Ministeriums für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau, verlieh am 9. November in Vertretung von Frau Ministerin Dr. Nicole Hoffmeister-Kraut im Stuttgarter Neuen Schloss den Archäologie-Preis Baden-Württemberg 2016. „Baden-Württemberg hat mit seinen mehr als 60 000 archäologischen Denkmalen und 90 000 Denkmalen der Bau- und Kunstgeschichte ein reiches Kulturerbe. Schutz, Pflege, Erforschung und Vermittlung dieses Erbes kann nur gelingen, wenn sich viele an dieser gesamtgesellschaftlichen Aufgabe beteiligen“, sagte Ministerialdirektor Wickler. „Dabei leisten

die Ehrenamtlichen der Denkmalpflege mit ihrem persönlichen Einsatz einen wertvollen Beitrag für das kulturelle Erbe Baden-Württembergs.“

Der Archäologiepreis würdigt ehrenamtliches Engagement. Er wird seit 1981 alle zwei Jahre im Rahmen einer Festveranstaltung durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, die Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e. V. und den Förderkreis für Archäologie in Baden e. V. verliehen. Unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, entscheidet eine Jury über die Vergabe des Preises. Die Wüstenrot Stiftung stiftet seit dem Jahr 2000 den Archäologie-Preis Baden-Württemberg.

Die Preisträger kamen 2016 aus den Landkreisen Heidenheim, Reutlingen und dem Enzkreis. Den mit 8000 Euro dotierten Hauptpreis in Form jeweils einer Urkunde und der Nachbildung der goldenen Schale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf erhielten Hermann Glatzle aus Herbrechtingen im Landkreis Heidenheim und Ferdinand Pfannstiel aus Trochtelfingen im Landkreis Reutlingen.

Hermann Glatzle sucht bereits seit Jahrzehnten in Flusstälern der Schwäbischen Alb wie dem Lone- und dem Hürbetal nach unbekannten Höhlen und Felsdächern mit steinzeitlichen Siedlungsschichten. Mittlerweile hat er bei seinen Prospektionen etwa 100 neue Fundplätze entdeckt und damit das Wissen über alt- und mittelsteinzeitliche Jäger und Sammler in seiner Heimatregion wesentlich vergrößert. Glatzle arbeitet eng mit der Landesdenkmalpflege und dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Tübingen zusammen. Die Ergebnisse seiner Forschungen haben zur UNESCO-Weltkulturerbe-Nominierung „Höhlen der ältesten Eiszeitkunst“ auf der Schwäbischen Alb beigetragen. Ferdinand Pfannstiel ist seit Jahrzehnten als ehrenamtlicher Beauftragter eng mit der Archäolo-



Archäologie-Preis 2016.
Von li. nach re.: Präsident Prof. Dr. Claus Wolf (Landesamt für Denkmalpflege), Ministerialdirektor Hubert Wicker (Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg), die Preisträger Ferdinand Pfannstiel und Hermann Glatzle (erster Preis), Jeff Klotz (Förderpreis), und Joachim E. Schielke (Vorsitzender des Vorstandes der Wüstenrot Stiftung).

gischen Denkmalpflege verbunden. Systematisch und flächendeckend führt er Feldbegehungen, Baubegleitungen und Feldbeobachtungen weit über den Landkreis Reutlingen hinaus durch. Seine Aufsehen erregenden Fundbeobachtungen haben mehrfach Rettungsgrabungen der Denkmalpflege und Lehrgrabungen der Universität Tübingen ausgelöst und waren Grundlage nicht weniger Dissertationen.

Den mit 4000 Euro dotierten und dem ehrenamtlichen Nachwuchs gewidmeten Förderpreis überreichte Ministerialdirektor Wicker Jeff Klotz aus Remchingen im Enzkreis.

Jeff Klotz, Student der Klassischen Archäologie und der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Heidelberg, ist seit 2011 als ehrenamtlich Beauftragter für die archäologische Denkmalpflege im Enzkreis aktiv. Seine Verdienste liegen vor allem in seinem Engagement für das Römermuseum Remchingen. Bereits als 19-Jähriger hat Klotz die Konzeption des Museums erstellt und ist weit über die Region mit seinen Führungen, Vorträgen und von ihm geleiteten Bildungsreisen aktiv. Er hat außerdem zahlreiche Sonderausstellungen, museumspädagogische Konzeptionen und Initiativen wie den Verband „Museumslandschaft Nordschwarzwald“ initiiert.



Anke Felleisen

Personalia

Anke Felleisen

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.1 – Grundsatz, Leitlinien, Denkmalförderung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a.N.
Tel. 07 11/90 44 51 61
anke.felleisen@rps.bwl.de

Seit 1. Dezember 2016 ist Anke Felleisen als Volontärin in der Bau- und Kunstdenkmalflege beschäftigt. Nach ihrem Abitur 2009 begann sie ein Bachelorstudium der Fächer Kunstgeschichte und Kulturgutsicherung an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg. Eindrücke aus ihrem Nebenfach Kulturgutsicherung förderten ihre Entscheidung für den darauf aufbauenden Masterstudiengang Denkmalpflege, ebenfalls in Bamberg. Um auch praktische Erfahrungen in der Studienzeit sammeln zu können, absolvierte sie zwischen dem Bachelor- und Masterstudium ein freiwilliges Jahr in der Denkmalpflege. So verschlug es sie in das Ingenieurbüro HAZ Beratende Ingenieure für das Bauwesen GmbH nach Kassel, wo sie Vermessungen mit dem Tachymeter, Schadenskartierungen von Holz und Mauer-

werk und andere Projekte begleitete. 2015 schloss sie ihr Studium mit der Masterarbeit „Das ehemalige Synagogengebäude in Eberstadt bei Buchen – Bauforschung und Dokumentation“ ab, in der sie, neben der Recherche der Baugeschichte, ein Raumbuch und CAD-gestützte Bestands- und Baualterspläne anfertigte. Nach dem Studium begann sie als Assistenzkraft im Bereich der Inventarisierung am Dienstsitz Karlsruhe im baden-württembergischen Landesamt für Denkmalpflege. Für das Projekt „Qualifizierung der Denkmallisten im Neckar-Odenwald-Kreis“ dokumentierte sie fotografisch die Objekte im Kreis, bearbeitete die ADAB-Datenbank und die Listentexte der Kleindenkmale. Im Rahmen des Volontariats wird sie in den nächsten zwei Jahren möglichst viele Fachbereiche der Denkmalpflege durchlaufen.

Martin Strotz

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 – Regionale Archäologie, Schwerpunkte, Inventarisierung
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/92 64 847
martin.strotz@rps.bwl.de

Seit September 2016 ist Martin Strotz beim Landesamt für Denkmalpflege als Inventarisator angestellt. Neben der Erfassung von Kulturdenkmälern der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist er im selben Bereich in der Planungsberatung und als Gebietsreferent in den Landkreisen Rastatt und Freudenstadt tätig.

Geboren 1969, studierte er an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg die Fächer Ur- und Frühgeschichte, mittelalterliche Geschichte und Germanistik, Fachrichtung ältere Literatur, und an der University of Glasgow das Fach Archaeology.

Nach dem Studium war er zunächst bei der Freiburger Denkmalpflege für die Ortsakten der Archäologie des Mittelalters zuständig, bis er Mai 2001 über ein DFG-Stipendium an die landesgeschichtliche Abteilung des Historischen Seminars in Freiburg übersiedelte. Dort stieg er parallel in das interdisziplinäre Projekt „die Burgen im mittelalterlichen Breisgau“ ein, das von der Gerda Henkel Stiftung gefördert wurde: zunächst als freies Redaktionsmitglied, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter und zuletzt als Mitherausgeber eines Tagungsbandes. Im Februar 2009 wechselte er zeitlich befristet an das Historische Institut Dortmund als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Nach Freiburg zurückgekehrt, nahm er 2012 und 2013 an verschiedenen Ausgrabungen teil. Ab September 2013 bearbeitete er als Inventarisator den westlichen Teil des Landkreises

Ravensburg. Im Mai 2015 übernahm er die Grabungsleitung der Schwerpunktgrabung Isny im Allgäu. Für die Zeit vom 16. November 2015 bis 31. August 2016 oblag ihm der Denkmalschutz bei der Unteren Baurechtsbehörde der Stadt Sindelfingen. Herr Strotz möchte seine gesammelten Erfahrungen im interdisziplinären Bereich für die Revision der mittlerweile in die Jahre gekommenen Denkmallisten einsetzen und ist gespannt, welche archäologische Notgrabung als erste zu betreuen sein wird.

Dr. Nicola Geldmacher

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 81 – Recht und Verwaltung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a. N.
Tel. 07 11/90 44 51 02
nicola.geldmacher@rps.bwl.de

Seit Oktober 2015 ist Dr. Nicola Geldmacher im Landesamt für Denkmalpflege als Referentin für Projektkoordination und Steuerung mit Querschnittsaufgaben betraut. Geboren und aufgewachsen in München, begann sie an der dortigen Ludwig-Maximilians-Universität ihr Studium der Vor- und Frühgeschichte, der Klassischen Archäologie, der Ethnologie und Alten Geschichte, das sie nach einem Wechsel an die Christian-Albrechts-Universität Kiel 1994 mit dem Magisterexamen abschloss. Es folgten sechs Jahre als Honorarkraft und wissenschaftliche Angestellte im DFG-Schwerpunktprogramm „Romanisierung“. Hier war sie für die Organisation und die Fundbearbeitung der Projektgrabung auf der keltisch-römischen Höhensiedlung von Wallendorf (Rheinland-Pfalz) zuständig. Nachdem sie 2004 in Kiel mit der Dissertation „Die römischen Gräber des keltisch-römischen Gräberfeldes von Wederath-Belginum“ promoviert worden war, arbeitete sie im Projekt „Romanisierung einheimischer Heiligtümer auf der iberischen Halbinsel“ am Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Madrid, und an der Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig. Hier hatte sie administrative Aufgaben sowie einen Lehrauftrag für „Quantitative Methoden in der Archäologie“ inne. Seit 2004 bis zu ihrem Wechsel 2015 an das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen unterrichtete sie als Lehrbeauftragte an der Hochschule für Wirtschaft, Technik und Kultur in Leipzig (FH) angehende Museologen in den Methoden der Ur- und Frühgeschichte. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie während dieser Zeit in der so genannten „freien Wirtschaft“ in einer Leipziger Großbuchhandlung. Hier leitete sie von 2006 bis 2015 die Abteilung für

Genre-Belletristik und legte als Quereinsteigerin die IHK-Prüfung zur Buchhändlerin ab. Ihre in den verschiedenen Branchen erworbenen fachlichen und administrativen Kenntnisse sowie ihre Erfahrungen in Projektarbeit, Forschung, Lehre und Wirtschaft werden nun den vielfältigen Koordinations- und Steuerungsaufgaben in der modernen Denkmalpflege zugute kommen.

Dr. des. Kristina Hagen

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Ref. 83.2 – Denkmalkunde
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26 48 63
kristina.hagen@rps.bwl.de



Dr. Nicola Geldmacher

Seit April 2016 ist Kristina Hagen im Landesamt für Denkmalpflege als wissenschaftliche Mitarbeiterin befristet zuständig für die Erarbeitung und Koordination der Denkmaltopografie des Enzkreises. Frau Hagen, in Lörrach geboren, hat Europäische Kunstgeschichte, Mittlere und Neuere Geschichte sowie Ostasiatische Kunstgeschichte an den Universitäten Basel und Zürich, an der Università degli Studi di Siena und der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg studiert. Nach Praktika und Projektarbeiten in den Bereichen Museum, Denkmalpflege und Bauforschung legte sie 2006 in Heidelberg ihr Magisterexamen mit einer Arbeit über ein herrschaftliches Haus des 17. Jahrhunderts ab (s. Nachrichtenblatt 4/2008, publiziert unter dem Namen Kristina Hahn); anschließend war sie Koautorin des 2008 erschienenen Buches „Klöster in Deutschland“ und koordinierte bis 2013 als wissenschaftliche Mitarbeiterin die internationalen Partnerschaften des Instituts für Europäische Kunstgeschichte in Heidelberg, wo sie 2006 bis 2014 auch unterrichtete. Mit einer Dissertation über schlüsselartige grundherrschaftliche Verwaltungsbauten des 16. bis 18. Jahrhunderts in Südwestdeutschland und der Schweiz, die 2014 durch die Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg am Kunsthistorischen Institut in Florenz – Max-Planck-Institut gefördert wurde, wurde Frau Hagen im März 2016 von der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg promoviert. Für die Arbeit an der Denkmaltopografie des Enzkreises kommen ihr ihre Forschungsschwerpunkte in Klosterbaukunst, frühneuzeitlicher Profanarchitektur und Herrschaftsrepräsentation sowie ihr Interesse für Methodenfragen im Dialog von Kunstgeschichte, Landesgeschichte und Bauforschung zugute. Frau Hagen freut sich sehr, ihre Kenntnisse aus Forschung und Koordination einbringen und täglich erweitern zu können.



Dr. des. Kristina Hagen



Dr. Jörg Widmaier

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 82 – Denkmalfachliche Vermittlung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a.N.
Tel. 0711/90445234
joerg.widmaier@rps.bwl.de

Dr. Jörg Widmaier

Seit August 2016 übernimmt Jörg Widmaier die auf zwei Jahre befristete Halbtagsstelle für das Projekt Reformationsjubiläum 2017. Das im Referat 82 – Denkmalfachliche Vermittlung angesiedelte Projekt wird ausgewählte Kulturdenkmale vorstellen, die mit der Reformation verbunden sind. Für diese breite Aufgabenstellung bringt Herr Widmaier Erfahrungen aus verschiedenen Arbeitsfeldern der Denkmalpflege sowie der universitären Forschung mit. Bereits früh an Themen der Denkmalpflege interessiert, absolvierte er 2004 noch vor seinem Studium der Kunstgeschichte, Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters ein Praktikum im damaligen Landesdenkmalamt in Esslingen. Zwischen 2008 und 2011 war Herr Widmaier zudem für Recherche und Eingabe in die Denkmaldatenbank ADAB im Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen angestellt. Nach einer Magisterabschlussarbeit zur Bau- forschung, Kunstgeschichte und Archäologie einer mittelalterlichen Dorfkirche (Reutlingen-Bronnweiler) im Jahr 2011 schloss sich eine Promotion zu mittelalterlichen Taufanlagen in der historischen Kirchenprovinz Köln an, die er 2014 mit Auszeichnung abschloss. Seit 2011 ist Herr Widmaier als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen tätig. Herr Widmaier versteht seine wissenschaftliche Tätigkeit de- zidiert als interdisziplinäre Aufgabe mit dem Ziel der Erforschung und Erhaltung von Denkmälern durch Vermittlung an eine breite Öffentlichkeit. Bis- herige Forschungs- und Publikationsfelder sind mittelalterliche Sach- und Bauzeugnisse, Sakral- architektur und ihre Ausstattung, Bauforschung sowie Architekturgeschichte bis in die Moderne.

Ausgeschiedene Beschäftigte

Dr. Friedrich Jacobs

Oberkonservator Dr. Friedrich Jacobs wurde nach langjähriger und sehr erfolgreicher Tätigkeit als Ge- bietsreferent Ende Oktober in den verdienten Ru- hestand verabschiedet. Der Kunsthistoriker Jacobs war in den letzten Jahren für die Ortenau und den Gemeindeverwaltungsverband Müllheim-Baden- weiler zuständig. Zuvor betreute er für die Lan- desdenkmalpflege mit großem Sachverstand un-

ter anderem den Schwarzwald-Baar-Kreis, die Kreise Breisgau-Hochschwarzwald und Lörrach. Mit seinen Aktivitäten rund um den Castellberg Ballrechten-Dottingen leistete er außerdem der baden-württembergischen Denkmalpflegepädago- gik Starthilfe.

Dr.-Ing. Erik Roth

Erik Roth hat nach seinem Studium der Architektur an der RWTH Aachen und einer Dissertation über planmäßig angelegte Siedlungen im süd- westlichen Banat mit einem Volontariat im Rheinischen Amt für Denkmalpflege 1985 bis 1987 in der Denkmalpflege reüssiert. Seit 1987 war er in der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg tä- tig, zunächst in Stuttgart in der Inventarisierung. Ab 1988 stand er im Dienstsitz Freiburg für eine lang- jährige und überaus erfolgreiche Kontinuität in der Planungsberatung beziehungsweise in der städte- baulichen Denkmalpflege. Mit hoher fachlicher Kompetenz und viel persönlichem Herzblut sowie mit seiner ausgesprochen freundlichen und ver- mittelnden Art hat er es geschafft, nicht nur die of- fiziellen Stellungnahmen an den Mann bezie- hungsweise die Frau zu bringen, sondern auch bei Kommunen und Bürgern – ob vor Ort, bei der Be- gleitung von Fachplanungen oder durch Tagungen und Publikationen – für die Anliegen der Denk- malpflege zu werben. Seine fachlichen Schwer- punkte waren dabei äußerst vielfältig, wie ein Blick auf seine umfangreiche Publikationsliste unter an- derem im Nachrichtenblatt der Landesdenkmal- pflege zeigt: vom Einsatz bei zahlreichen histori- schen Stadt- und Ortskernen, nicht zuletzt im UNESCO-Welterbe Klosterinsel Reichenau, über die Gartenstädte des frühen 20. Jahrhunderts zum Beispiel in Weil am Rhein und Freiburg bis hin zu Zeugnissen der historischen Kulturlandschaft, vor allem die Terrassenweinberge am Schlossberg in Staufen oder am Castellberg in Ballrechten-Dot- tingen. Sein Denkmalpflege-Spektrum reicht wei- ter von der Betrachtung historischer wasserbau- licher Anlagen, denkmalgeschützter Bahnhöfe und Bahnstrecken sowie von Scheunen als Ge- schichtszeugnissen bis hin zu aktuellen Fragestel- lungen wie dem Verhältnis von Denkmalpflege und Windenergie oder der Innenentwicklung statt Flächenverbrauch. Herrn Roth war es stets wichtig, aus der Sicht der Denkmalpflege zu vermitteln, was den besonderen Wert von Kulturdenkmälern darstellt, und für ihren Schutz zu werben, oft auch in Fragen der kulturlandschaftlichen Einbettung, die bei vielen Objekten so bedeutend ist. Er hat diese Fragestellungen und konservatorischen Kon- zepte im Zuge einer engen Zusammenarbeit zwi- schen Denkmalerfassung und praktischer Denk- malpflege, der archäologischen Denkmalpflege so-

wie der Öffentlichkeitsarbeit immer wieder wirksam eingebracht. Was die Fach- und Ortskenntnis im Südwesten Baden-Württembergs betrifft, konnte Herrn Roth keiner so leicht etwas vormachen. Ein sehr geschätzter Kollege und immer fröhlicher Rheinländer verlässt nach fast 30 Jahren die Landesdenkmalpflege.

Dr. Michael Ruhland

Ende November 2016 verabschiedete sich nach 28 Dienstjahren Dr. Michael Ruhland in den Ruhestand. Nach seiner Promotion über die Schulbauten der Kaiserzeit im Großerherzogtums Baden begann er im August 1988 seine Tätigkeit bei der baden-württembergischen Denkmalpflege. Die systematische und flächendeckende Erfassung der Bau- und Kunstdenkmale im Regierungsbezirk Tübingen begann für ihn im Zollernalbkreis. Die Revision der Denkmallisten Ravensburg und Tübingen mit Besichtigung aller in Frage kommender Altstadt-bauten gehörte sicherlich zu den eindrücklichsten Erlebnissen seiner jahrzehntelangen Inventarisationsarbeit. Nach Abschluss der systematischen Erfassung steht seit etlichen Jahren die Bearbeitung von Einzelanfragen zum Denkmalwert im Vordergrund, oft von außergewöhnlichen Objekten, wie etwa der Textilfabrik Pausa in Mössingen oder der ehemaligen Bodan-Werft in Kressbronn. Herr Ruhland war lange Jahre Sachgebietsleiter der Inventarisierung in Tübingen und bestimmte unzählige Objekte in ihrem Denkmalwert. In der nicht nur für die Fachkollegen, sondern insbesondere auch für die Eigentümer und das denkmalpflegerische Partnerfeld verständlichen und überzeugenden Begründung der jeweiligen Kulturdenkmaleigen-schaft sah er seine wichtigste Aufgabe. Daher ging sein Engagement über die fachliche Stellungnahme auch weit hinaus: In Beiträgen des Nachrichtenblatts, Ausstellungen, Vorträgen und Führungen (etwa am Tag des offenen Denkmals) stellte er gerne die Arbeit oder einzelne interessante Fundstücke der „Denkmalkunde“ vor. Er hat sich als Perfektionist im besten Sinne gezeigt, mit hohem Anspruch an das Sujet und an sich selbst, als Kunsthistoriker mit weitem Blick aufs Ganze. Ein Vorbild!

Wir wünschen ihm von Herzen alles Gute im neuen Lebensabschnitt.

Dr. Helmut Schlichtherle

Am 31. März 2016 erreichte Dr. Helmut Schlichtherle, Fachgebietsleiter für Feuchtbodenarchäologie, die Altersgrenze und wechselte nach über 40 Jahren in der baden-württembergischen Landesarchäologie, davon 36 als Landesbediensteter, in den Ruhestand.

Herr Schlichtherle wuchs am Bodensee auf und fand hier nach dem Studium auch seine berufliche Heimat. Die süddeutsche Seeufer- und Feuchtbodenarchäologie als Forschungsfeld fristete Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein Schattendasein, da sie aufs Engste ideologisch und personell mit der nationalsozialistischen Diktatur verstrickt gewesen war. Dem Engagement Herrn Schlichtherles ist es zu verdanken, dass die Feuchtbodenarchäologie Süddeutschlands inzwischen wieder international anerkannt ist, was nicht zuletzt in die Ernennung der zirkumalpinen Pfahlbauten zum UNESCO-Welterbe im Jahr 2011 mündete.

Die Grundlagen dafür hatte sich Herr Schlichtherle bereits in seinem Studium der Ur- und Frühgeschichte, Paläontologie und Botanik in Tübingen, Göttingen und Freiburg angeeignet und auf zahlreichen Grabungen und Sondagen auch praktisch vertieft. In Freiburg wurde er 1979 mit einer Dissertation über die jungneolithischen Ufersiedlungen Hornstaad-Hörnle bei Edward Sangmeister promoviert. Nachdem er erfolgreich das DFG-Projekt „Bodensee-Oberschwaben“ beim damaligen Landesdenkmalamt in befristeter Anstellung geleitet hatte, wurde Herr Schlichtherle 1984 in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis übernommen. Hier setzte er seine Forschungen im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“ fort und wurde zum Leiter des damaligen Referats Feuchtbodenarchäologie berufen. Binnen weniger Jahre gelang es ihm und seinem Team, hier bahnbrechende Forschungsergebnisse vorzulegen. 2004, nach der Umstrukturierung der Landesdenkmalpflege, übernahm er das Fachgebiet Feuchtbodenarchäologie.

Schon während seiner Ausbildung in den 1970er Jahren hatte er die Bedeutung der Naturwissenschaften insbesondere für die Erforschung der Seeufersiedlungen mit ihren hervorragenden Erhaltungsbedingungen für organisches Fundmaterial erkannt und setzte dies konsequent beim Aufbau der Arbeitsstelle in Gaienhofen-Hemmenhofen um. Von Anbeginn an wurden hier Interdisziplinarität gelebt und der Nachwuchs der Unterwasserarchäologie ausgebildet, Traditionen, die auch in Zukunft fortgesetzt werden.

Bestens in der „internationalen Forschergemeinschaft“ vernetzt und als „der“ deutsche Experte für Feuchtboden- und Unterwasserarchäologie anerkannt, hat Herr Schlichtherle auch weit über die Landesgrenzen hinaus der Reputation der baden-württembergischen Landesarchäologie unschätzbare Dienste erwiesen und der Wissenschaft in über 250 Fachartikeln und Publikationen, auf Tagungen und als Projektbeteiligter wichtige Impulse gegeben. Zuletzt zeigte sich dies in der von ihm

wissenschaftlich betreuten Großen Landesausstellung 2016 „4000 Jahre Pfahlbauten“. Der Denkmalpfleger Schlichtherle zeichnet sich aber nicht nur durch seine umfassenden Fachkenntnisse, sein Engagement für die Denkmale, seinen Forschergeist und die Bereitschaft, über den Tellerrand der eigenen Disziplin zu sehen, aus – hinzu treten seine große Kreativität, sein Humor und sein Verantwortungsgefühl gegenüber seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Sie und das gesamte übrige Landesamt für Denkmalpflege werden ihn im täglichen Umgang sehr vermissen, und wir alle hoffen, ihn deshalb auf der einen oder anderen Veranstaltung des Landesamts wiederzutreffen. Bis dahin bleibt uns, ihm für seine Verdienste zu danken und ihm alles Gute für einen langen, gesunden Ruhestand und viel Zeit und Muße für die Verwirklichung seiner Pläne zu wünschen.

Clark Urbans

Am 30. Juni 2016 ist Clark Urbans nach 38 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand eingetreten. Er hat in dieser Zeit die Anfangsjahre des Landesdenkmalamts in der Außenstelle Freiburg unter Gerhard Fingerlin und Rolf Dehn miterlebt, die Verwaltungsreform des Jahres 2005 und die damit verbundene Eingliederung der Denkmalpflege in die Regierungspräsidien und dann auch noch die erneute Reform und Vereinigung der Dienstsitze im Landesamt für Denkmalpflege 2015. Diese äußeren Rahmenbedingungen hatten nur wenig Einfluss auf seine Tätigkeit als Grafiker, als der er am 1. Juli 1978 eingestellt worden war. In dieser Zeit hat er unzählige Funde vom Paläolithikum bis in die Neuzeit von Hand gezeichnet. Auch das Erstellen von Plänen, Karten und Druckvorlagen gehörte zu seinem Aufgabengebiet. Es gibt kaum eine Publikation zur Archäologie im Regierungsbezirk Freiburg, an der er nicht mitgewirkt hat. Darüber hinaus hat er vielen Studierenden und studentischen Hilfskräften sein Wissen vermittelt und ihnen dabei geholfen, sich selbst diese Fertigkeiten anzueignen. Auch den Übergang in die digitale Welt hat er mühelos und mit beeindruckenden Ergebnissen bewältigt. Alle hierfür notwendigen Kenntnisse hat er sich selbst beigebracht. Die Kollegen hat er immer wieder in Erstaunen versetzt, wie er aus alten Fotos wieder gute Publikationsvorlagen gezaubert hat. Denn auch die Fotografie war und ist sein Steckenpferd. In fast jeder Pause sah man ihn mit seiner Kamera durch die Straßen ziehen, immer auf der Suche nach dem perfekten Motiv. Sein künstlerisches Talent hat sich nicht nur im Entwerfen und Ausgestalten von Ausstellungsvorlagen und Titelbildern von Publikationen niedergeschlagen, sondern auch in eigenen Kunstwerken.



Landeskonservator
Dr. Johannes Wilhelm
wurde in den Ruhestand
verabschiedet.

Sein stets freundliches Wesen wurde von allen Kolleginnen und Kollegen hoch geschätzt. Wir danken ihm für die gemeinsamen Jahre und wünschen ihm für seinen Ruhestand alles Gute.

Landeskonservator Dr. Johannes Wilhelm

Nach 36 Jahren in der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg ging Landeskonservator Dr. Johannes Wilhelm zum 31. Dezember 2016 in den Ruhestand. Damit verlor das Landesamt für Denkmalpflege einen seiner engagiertesten Bau- und Kunstdenkmalpfleger.

Geboren wurde Herr Wilhelm 1952 in Augsburg. 1973 begann er an der Ludwig-Maximilian-Universität in München das Studium der Mittleren, Neueren und Byzantinischen Kunstgeschichte sowie der Philosophie, das er 1980 mit einer Dissertation über die „Augsburger Wandmalerei 1368–1530“ abschloss.

Sein Weg ins Berufsleben führte ihn 1981 an das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg nach Tübingen, wo er die Denkmale im Alb-Donau-Kreis erfasste, bevor er 1985 in die praktische Denkmalpflege nach Stuttgart wechselte. Hier betreute er den Kreis Böblingen und Teile des Landkreises Esslingen, bis er 1988 an die Karlsruher Außenstelle ging, der er bis zu seiner Pensionierung treu blieb. Zunächst war er dort für den Kreis Calw sowie Teile des Neckar-Odenwald-Kreises zuständig, später dann für Kreis beziehungsweise Stadt Karlsruhe. 1997 wurde Wilhelm zum stellvertretenden Referatsleiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe ernannt, zwei Jahre später zum Leiter. Anfang 2000 übertrug man ihm zusätzlich die Verantwortlichkeit für den gesamten Dienstsitz.

Nach der Auflösung des Landesdenkmalamts und Eingliederung der bisherigen Außenstellen in die jeweiligen Regierungspräsidien 2005 leitete Wilhelm das dortige Referat Denkmalpflege. Knapp zehn Jahre später – nach einer erneuten Umstrukturierung – war er für das Referat Denkmalumgang und damit landesweit für die praktische Denkmalpflege verantwortlich. Die fachliche Betreuung der Objekte und die Beratung der Partner vor Ort besaßen für Wilhelm einen hohen Stellenwert. Damit die Kolleginnen und Kollegen ihre Arbeit mit der erforderlichen Sorgfalt wahrnehmen können, setzte er sich für die dafür notwendigen Rahmenbedingungen, sei es die ausreichende personelle Ausstattung, sei es eine reibungslose interne Organisation, beharrlich – mitunter auch streitbar – ein.

Trotz seiner Leitungsfunktion wollte Herr Wilhelm nie auf den Kontakt zum Denkmal verzichten, weshalb er bis zu seinem Ruhestand die Stadt Laden-

burg und einzelne Projekte wie die Sanierung der Schlosskirche Rastatt oder des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe betreute. Dabei beriet und begleitete er die Betroffenen im denkmalpflegerischen Verfahren, statt lediglich Auflagen vorzugeben. Machbarkeit und sinnvolle Umsetzung konservatorischer Vorgaben waren ihm ebenso wichtig wie das notwendige Augenmaß bei Entscheidungen. Als seine vorrangige Aufgabe sah er es, Bauherren und Planern die Wertigkeit und Bedeutung ihres Kulturdenkmals zu vermitteln, sie für die Denkmalpflege und ihre Ziele zu gewinnen sowie die Akzeptanz denkmalpflegerischer Belange zu verbessern.

Neben dem Kerngeschäft engagierte sich Herr Wilhelm stets auch auf anderen Gebieten. Ein besonderes Anliegen war ihm die Vermittlung denkmalpflegerischen Wissens und Handelns, sowohl für die breite Öffentlichkeit, als auch für junge Architektinnen und Architekten oder die Studierenden der Kunstgeschichte. Umfangreich fällt die Liste seiner Veröffentlichungen aus. In seinen frühen Dienstjahren entstanden die Beiträge zur Kreisbeschreibung des Alb-Donau-Kreises und zum Dehio Handbuch Baden-Württemberg Nord. Der Schwerpunkt seiner Publikationstätigkeit liegt jedoch bei den Veröffentlichungen, die anlässlich der Jubiläen der Klöster Blaubeuren, Hirsau, Alpirsbach, Herrenalb, Maulbronn und Lorch erschienen. Darüber hinaus war er lange Jahre als Mitglied des Redaktionsausschusses mitverantwortlich für das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, wo er regelmäßig als Autor zu finden ist. Von 1996 an bis zu seiner Pensionierung engagierte Herr Wilhelm sich in der Ausbildung der Baureferendare. Seit 2006 bringt er außerdem den Studierenden des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg die Grundlagen der Denkmalpflege näher.

Das Landesamt für Denkmalpflege dankt Landeskonservator Wilhelm für seinen unermüdlichen Einsatz. Der Dank der Kolleginnen und Kollegen gilt ihm auch, da er ihnen uneingeschränkt mit Rat und Tat zur Seite stand und sie jederzeit zu schwierigen Terminen oder Gesprächen begleitete. Besonders an seinem langjährigen Dienstsitz Karlsruhe sorgte er mit seiner offenen, manchmal unkonventionellen Art für eine kollegiale und immer vertrauliche Zusammenarbeit.

Wir wünschen ihm für seinen (Un-)Ruhestand alles Gute und hoffen, dass er trotz der Projekte, die er sich für die Zukunft schon vorgenommen hat, die erhoffte Muße für die schönen Dinge des Lebens jenseits der Denkmalpflege findet.

Jubiläum

Hans-Peter Kraft zum 80. Geburtstag

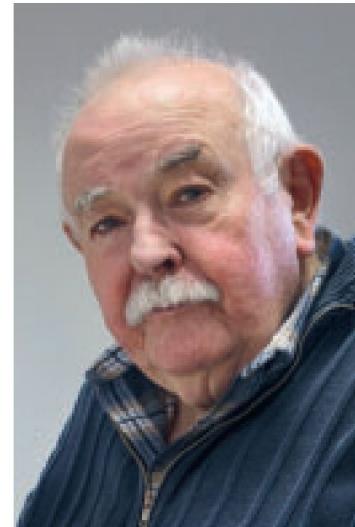
Am 15. März 2017 feiert Hans-Peter Kraft seinen 80. Geburtstag. Alle Kolleginnen und Kollegen der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg möchten die Gelegenheit nutzen, dem Jubilar an dieser prominenten Stelle die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Hans-Peter Kraft studierte Ur- und Frühgeschichte, Geschichte und Englisch in Heidelberg. Nach dem Staatsexamen folgten Referendariate in Buchen und Gaggenau. Schließlich unterrichtete er in Mannheim, wo er bereits 1975 zum Rektor des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums gewählt wurde. Große Anerkennung verdient, dass er in der sicherlich knapp bemessenen Freizeit seine Doktorarbeit über die „Linearbandkeramik aus dem Neckarmündungsgebiet und ihre chronologische Bedeutung“ mit aufwendiger Materialaufnahme, Letztere ausschließlich in den Schulferien, verfasste und 1970 bei Prof. Milojcic in Heidelberg promoviert wurde. Bereits seit den 1960er Jahren hat sich Hans-Peter Kraft als ehrenamtlicher Mitarbeiter bei der archäologischen Denkmalpflege große Verdienste erworben; nicht nur bei der Feldarbeit, sondern auch durch unzählige Begehungen, Auswertungen und Publikationen. Ebenso zählt er zu den Gründungsmitgliedern des Förderkreises Archäologie in Baden und bekleidete lange Jahre das Amt des Schriftleiters der Zeitschrift „Archäologische Nachrichten aus Baden“.

Seit nunmehr 25 Jahren betreut er an verschiedenen Orten Gruppen ehrenamtlich Engagierter, die sich vor allem der Bearbeitung und Dokumentation von Ausgrabungsfunden widmen und damit unersetzliche Arbeit für die archäologische Denkmalpflege leisten. Seit 2013 haben die unermüdlichen Helfer Domizil im Ladenburger Dienstgebäude „Rosenhof“ bezogen. Funde aus vorgeschichtlicher Zeit bis hin zur frühen Neuzeit gehen hier seitdem regelmäßig über den großen Bearbeitungstisch. Hans-Peter Kraft ist ein hervorragender Organisator und versteht es darüber hinaus glänzend, seine große Begeisterung für die Vor- und Frühgeschichte und sein schier unermessliches Wissen über die Geschichte der Pfalz und der Kurpfalz weiterzugeben. In harmonischer Atmosphäre werden auf diese Weise selbst große Fundmassen bewältigt und stehen zeitnah den Referentinnen und Referenten zur Verfügung.

Wir können Hans-Peter Kraft gar nicht genug für seinen großen Einsatz danken und hoffen und wünschen, dass er noch viele Jahre als Motor für das ehrenamtliche Engagement in Sachen Archäologie tätig sein kann.

Britta Rabold



Hans-Peter Kraft



Dr. Ilse Fingerlin

Nachruf Dr. Ilse Fingerlin

Nach langer schwerer Krankheit verstarb im Februar 2016 Dr. Ilse Fingerlin, geb. Riebe, in Freiburg. Sie wurde im Jahre 1935 in Pasewalk (Mecklenburg-Vorpommern) geboren. Dort legte sie 1954 an der Oberschule die Reifeprüfung ab.

Vom Wintersemester 1954/55 bis zum Sommersemester 1957 war sie an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald in den Fächern Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Christliche Archäologie immatrikuliert. Aus politischen Gründen floh sie 1957 aus der damaligen DDR in den Westen. Dort setzte sie im Wintersemester 1957/58 ihr Studium an der Freien Universität Berlin fort. Zum Sommersemester 1959 wechselte sie an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wo sie acht Jahre später das Studium der Kunstgeschichte (Hauptfach), Klassischen Archäologie sowie Vor- und Frühgeschichte mit der Promotion bei Prof. Kurt Bauch abschloss. Ihre 1971 im Druck erschienene Doktorarbeit über die „Gürtel des hohen und späten Mittelalters“ stellt ein auch heute noch viel zitiertes Grundlagenwerk zur mittelalterlichen Bekleidung dar.

Nach der Mitwirkung an Projekten der Deutschen Forschungsgemeinschaft und befristeten Anstellungen am damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg erfolgte die unbefristete Übernahme in den Landesdienst. Im Referat für Archäologie des Mittelalters oblag ihr die landesweite wissenschaftliche Zuständigkeit für die Textil-, Leder- und Metallfunde aus Grabungen.

Daraus erwuchsen zahlreiche Publikationen. Sie erschienen – wie etwa die Beschäftigung mit der Be-

gräbnisstätte der Grafen von Sulz in Tiengen am Hochrhein oder mit der Bestattung des Freiherrn Wilhelm Hermann von Orscclar in der Durbacher Pfarrkirche – als Monografien in Reihen des Landesdenkmalamts. Oder sie waren – wie die Auswertung der Textil- und Lederfunde aus Kloster Alpirsbach und der Lederobjekte aus der Latrine der Freiburger Augustinereremiten – umfangreiche Beiträge in Sammelbänden. In zahlreichen Veröffentlichungen, vor allem in den Archäologischen Nachrichten aus Baden, brachte sie einem breiteren Publikum auch eher unscheinbare Fundstücke wie beispielsweise die Schnalle eines Degengehänges, eine Hutagraffe oder die Handhabe einer Klingelschnur näher.

Mit Vollendung des 65. Lebensjahres trat Ilse Fingerlin im Jahre 2000 in den Ruhestand ein.

2007 setzte der Ausbruch einer schweren Krankheit ihrer bis dahin fortgeführten wissenschaftlichen Tätigkeit schlagartig ein Ende.

Alle an der südwestdeutschen Landesgeschichte Interessierten betrauern den Verlust einer Forcherin, die in ihren Arbeiten Archäologie und Kunstgeschichte in beispielhafter Weise verbunden hat.

Uwe Gross

Richtigstellung

Die Rezension „Martin Straßburger: Montanarchäologie und Wirtschaftsgeschichte des Bergbaus im Schauinsland vom 13. Jahrhundert bis um 1800“ wurde nicht von Dr. Andreas Haasis-Berner geschrieben, sondern von Dr. Guntram Gassmann.

Abbildungsnachweis

U1, U201 RPS-LAD, Bernd Hausner; S1 Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau des Landes Baden-Württemberg; S2 RPS-LAD; S3o Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Holder; S3u RPS-LAD, Kraume-Probst; S4o RPS-LAD, o. Nr., Film 544; S4u RPS-LAD, M. Mertens; S5o1 RPS-LAD, Dubslaff; S5o5 RPS-LAD, Göhner; S5u RPS-LAD; S6 RPS-LAD, Widmaier; S7o O. Braasch, Landshut / RPS-LAD; S7ul RPS-LAD, Hahn; S7ur RPS-LAD, Franzke; S8o RPS-LAD, Wilke; S8u RPS-LAD, Gommel; S9o Kreativplus; S9u, S10, S11r, S12–13, S14ur, S15r RPS-LAD, FP; S11l Andreas Flöß; S14o, S14ul, S15l RPS-LAD, Ulrike Roggenbuck-Azad; S16, S18, S20, S22 Centre Européen du Résistant Déporté; S17 Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg; S19e Peter Lahr; S19u Eberhardt Röhlm; S21o Margret Menger; S21u Johannes Kuhn; S23o, S24–28 RPS-LAD, BH; S23u RPS-LAD, Auszug aus der ADAB; S29o, S34or RPS-LAD; S29u aus: Einhundertzwanig Jahre Villa Merkel: 1874–1994, Entwurf einer Chronik. Esslingen: Galerie der Stadt Esslingen, 1994; S30o Zementwerk Leube GmbH, www.leube.at; S30u C. F. Leins (Maler); S31u Eugen Lehle; S32u RPS-LAD, IGM; S34ol Kulturamt Archiv Ravensburg; S34ul Untersuchungsbericht MAP Stuttgart, 2005; S34u GEROgrafia.de; S36o, S39u, S40o, S41 RPS-LAD, YM; S36u, S38, S40u RPS-LAD; S37o RPS-LAD, Chr. Steffen; S37u RPS-LAD, Luftbild www.lgl-bw.de mit thematischer Ergänzung; S39o RPS-LAD, M. Steffen; S42u–43, S45o RPS-LAD, M. Steffen; S44, S45u RPS-LAD, M. Steffen, Ch. Steffen; S46 RPS-LAD, Ch. Steffen; S47, S48ml, S49o, S50, S51ol, S52 RPS-LAD, YM; S48o RPS-LAD, Johanna Banck-Burgess; S49u Landesmuseum Württemberg Stuttgart; S51or Hildegard Igel, Boms; S51u RPS-LAD, Anja Probst-Böhme; S53o, S54o Generallandesarchiv Karlsruhe Hfk Pläne Hd 10 rot_1; S53u, S54u RPS-LAD; S55 RPS-LAD, Jenisch; S56 Matthias Seitz, ARCHÄO Rottenburg; S57o RPS-LAD, YM; S57u RPS-LAD, Bernhard Würger; S58 RPS-LAD, Manuel Birker; S59 RPS-LAD, Ivonne Weiler-Rahnfeld, Markus Steffen; S60–61 Steffen Krauth; S62–63 RPS-LAD, BH; S64 Edition Lattner, Lattner Photographic Art GmbH, Heilbronn; S65 Wasmuth Verlag, Tübingen – Berlin; S67 Verlag Schnell & Steiner, Regensburg; S69–70, S74–78 RPS-LAD; S71 RPS-LAD, FP; S72 RPS-LAD, Christian Ottersbach; S73 RPS-LAD, Marion Friemelt; S79–80 privat.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühlleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① **Königsbach-Stein:** Schloss Königsbach, S.23
- ② **Kirchheim unter Teck:** Siedlung der frühen Jungsteinzeit, S.36
- ③ **Emmendingen:** Festungswerke um die Hochburg, S.53
- ④ **Horb a. Neckar:** Ausstellung des frühmittelalterlichen Gräberfelds von Horb-Altheim im Stadtmuseum, S.56
- ⑤ **Heilbronn:** Schleusenanlage der ausgebauten Festung Heilbronn, S.58
- ⑥ **Offenburg:** Mikwe, S.60
- ⑦ **Keltern-Niebelsbach:** evangelischer Beichtstuhl in St. Pankratius, S.62

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar

ISSN 0342-0027

1/2017 46. Jahrgang

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstsitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstsitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstsitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstsitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstsitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau
Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de



- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.